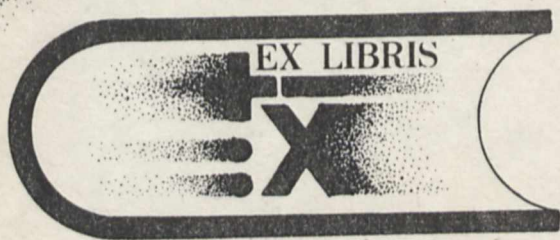


LUTYNIA, ŚRE





BIBLIOTEKA GŁÓWNA
POLITECHNIKI WROCŁAWSKIEJ



Leuthen

E d m u n d G l a e s e r

Leuthen

1935

Slemmings Verlag, Breslau-Deutsch Lissa



237230/1

Holzsnitte Bodo Zimmermann, Breslau

Alle Rechte besonders das des Nachdruckes, der Verfilmung, Radioübertragung u. Übersetzung vorbehalten

Printed in Germany, Copyright 1935 by
Flemmings Verlag Breslau-Deutsch Lissa

Druck von Wilh. Gottl. Korn in Breslau

Vorwort

Einen Rückblick und einen Dank wird dieses Vorwort umschließen. Als ich am 2. September 1907 als Schüler des Realgymnasiums am Zwinger zu Breslau die Festrede mit dem Thema der Schlacht bei Leuthen hielt, ahnte ich nicht, daß ich diesen so oft behandelten Stoff noch einmal bearbeiten würde.

Als dann 1921 das Leuthenmuseum eingeweiht worden war, sandte ich ihm die Abschrift meiner Schülerarbeit von 1907 als ein kleines Zeichen der Dankbarkeit.

1934 regte mich der Schlesiſche Bund für Heimatschutz an, die Fühlung mit dem Leuthener Schlachtfeldverein aufzunehmen, der eine Schrift über die Leuthener Schlacht suchte. Dem Schlesiſchen Bunde für Heimatschutz verdanke ich die Bekanntschaft mit den Getreuen von Leuthen. Dieses Kennenlernen war eines der glücklichsten Erlebnisse auf meiner Wanderung durch die liebe schlesiſche Heimat.

Den Getreuen von Leuthen widme ich dieses Buch.

Sie sind ein leuchtendes Beispiel für das Wort, das der große König am 7. Dezember 1745 an seinen alten Lehrer Duhan de Zandun schrieb:

Unter den Leuten von Verdienst sind unstreitig diejenigen die ersten, welche das Gute aus Liebe zu ihm selbst tun.

Das Buch will versuchen, das große Geschehen von Leuthen so darzustellen, daß es die Jugend und das Alter mit gleicher Anteilnahme lesen kann. Deshalb ist bei aller geschichtlichen Gewissenhaftigkeit nicht auf dichterische Freiheit in Gesprächen und einzelnen Gestalten verzichtet worden.

Als ein Schlesier habe ich versucht, die Querschnitte durch die Zeiten und das Empfinden des schlesischen Volkes für den Großen König darzustellen. Dabei habe ich mir das Wort des jungen Friedrich vor Augen gehalten, das er am 29. Oktober 1739 an seinen Freund Algarotti schrieb:

Man unterrichtet immer schlecht, sobald man langweilt, und die große Kunst ist: Den Leser nicht gähnen zu machen.

Breslau, im März 1935.

Edmund Glaeser



Der Weg nach Leuthen

Inhaltsangabe

Erstes Kapitel:

Schlesien und Brandenburg.

Die Hohenzollern halten in Frankfurt an der Oder Familientag. Zu Liegnitz wird ein Ehe- und Erbvertrag abgeschlossen. Im kurfürstlichen Schlosse zu Cölln an der Spree wird eine Doppelhochzeit gefeiert. König Ferdinand hält zu Breslau im Mai 1546 einen Fürstentag. Wolfgang von Boß verteidigt die schlesischen Rechte. König Ferdinand spricht Urteil als Richter in eigener Sache. Ein Schlesier stirbt an gebrochenem Herzen. S. 15—25

Zweites Kapitel:

Schlesiens Not und Errettung.

Von Kometen, Hausinschriften und „Tränen des Vaterlandes“. Von der Einführung der Reformation in Schlesien und der Wiederherstellung unter Kaiser Ferdinand II. Der Friede von Osnabrück wird verkündet. Von Friedens- und Grenzkirchen, von schlesischer Seelennot.

Nach Brandenburg gehen die Blicke. Ein Starke ist gekommen, der zum ersten Male die Schweden besiegt. In Schlesien erlischt der alte Herzogsstamm der Piasten. Der Große Kurfürst meldet seine Ansprüche an. Es bleibt still im Lande. O Straßburg, du wunderschöne Stadt. In Schlesien bauen die Klosterorden neue Häuser. Der junge Kaiser zu Wien verliert die Seele des schlesischen Volkes. Ein Schwedenkönig zieht durchs Schlesierland. Die Gnadenkirchen.

Die Sehnsucht eines Volkes geht nach dem deutschen Norden. Wir haben keinen Landesvater. Vom Soldatenkönig und seinem Sohn. Der junge König von Preußen schreibt eine

Randbemerkung, verhandelt mit der jungen Kaiserin und überschreitet Schlesiens Grenze. Die Glogauer vor dem Könige von Preußen. S. 26—40

Drittes Kapitel:

Um Schlesien ringt ein Held.

Die Preußen marschieren. Der König schreibt einen Brief. Die Schlüssel von Grünberg. Die Schlesier erblicken einen König. Laßt ihn herein — eia, er ist doch schon hinnen. Von einem Ball zu Breslau und einem Brief an Jordan. Panduren und Husaren. Pater Tobias von Kamenz. Der König ermahnt die Schlesier beider Bekenntnisse. Die erste Schlacht. Der König lernt. Breslau wird preußisch. Eine alte Stadtfreiheit ist zu Ende. Die Schlesier huldigen im Fürstensaal. Der Friede ist da. Eine Kaiserin weint.

In Schlesien werden Festungen gebaut, Bethäuser gezimmert und Edikte erlassen.

Der König eröffnet den Feldzug. Manifeste der Kaiserin und des Königs an die Schlesier. Vom Silberschatz des Hauses Brandenburg. Hie Anspach Bayreuth. Von Hohenfriedeberg über Soor und Kesselsdorf nach Dresden. Der Frieden am Weihnachtstage. Friedrich der Große nimmt Abschied von seinem sterbenden Lehrer.

Die Friedensarbeit. Der König reist. Von Besichtigungen und vielerlei Erlassen. Von Straßen und Fabriken. Des Königs neues Haus zu Breslau. S. 41—62

Herbstgang über das Leuthener Feld.

Mutter Hübner und ihre Kundschaft. Wo ist unser guter König? Von Windmühlen, Dorfkirchen und neuen Häusern. Was bringt die Mutter Hübner Neues? Der Herr Pastor liest ein Manifest. Ju, ju — nee, nee, der König. S. 63—71

Viertes Kapitel:

Die Leuthener Schlacht.

Es wird das Jahr stark und scharf hergehen . . . Der König und der Feldmarschall. Arge Stadt, wo Helden franken. Der Reiter von Kolin. Die Brüder des Königs. Die Mutter stirbt. Der König verliert seinen Bruder. Feinde ringsum. Der König verliert seinen Freund. Die Thüringischen Elegien. Des Königs Trost. Die Schwester von Bayreuth. Der König unterhält sich mit Professor Gottsched und gibt Befehl zum Vormarsch. Rossbach. Viktoria, der Sieg ist da! Europa reibt sich die Augen.

Der König marschirt nach Schlessien. Schlimme Kunde. Schweidnitz gefallen. Der König an Bevern. Neue Hiobsposten. Bevern geschlagen, Breslau kapituliert. Die geschlagene Armee marschirt nach Glogau. Feldwebel und Junker.

Der Jahrmarkt von Parchwitz. Die Preußen sind da. Der König rechnet und macht sein Testament. Die Arbeit geht weiter. Der weiße Husar. Der Plan ist fertig. Der König ist gnädig. Der König und seine Soldaten. Der herrnhuter Bruder. Der alte Billerbeck erzählt von des Königs Rede an seine Offiziere. Vivat, der König.

In Lissa wird die Tafel geschmückt. Kriegsrat. Der Gärtnerbursche. Karl Laubert marschirt. Wachtparade! Sonntag, der 4. Dezember. Die Brote von Neumarkt. Husarenstreich. Die österreichischen Ingenieursoffiziere. Der König in Neumarkt. Neuer Kriegsrat in Lissa. Die Stellung wird ausgesucht. Im Dorfkretscham zu Saara und im Hause zu Neumarkt, am Ring Nr. 6.

Die letzte Nacht. Der junge Bombardier. Die Armee marschirt. Gib, daß ich tu mit Fleiß. Der Reiterstieg am frühen Tag. Das alte Manövergelände. S. 72—115

Feldmarschall Daun reitet die Stellungen ab. Der Müller von Grobelwitz und der Banus von Kroatien. Feldmarschall Daun und Herzog Karl. Graf Luchesi ruft um Hilfe. Das Fernglas des Herrn Feldmarschall.

Der König von Preußen und Fürst Moritz von Anhalt. Die Armee schwenkt rechts ein. Der Reiter zwischen den Heeren. Der König und seine Husaren. S. 116—123

Taufgang zum Leuthener Bethaus.

Die Windmühle von Leuthen und die Windmühle auf dem Wachtberg. Bei den Preußen. Der König beim Regiment Meyerind. Der Angriff. Langsam avancieren. Der Sturm auf Sagschütz. Zietzens Kampf.

Bei der Infanterie der Kaiserin. Wie es in Leuthen aussieht. Pastor Flöther und Vater Stoos. Rot-Würzburgs Heldenkampf. Möllendorfs Sieg. Die Garde stürmt.

Der König bei Radardorf. Das schwere Geschütz hat das Wort. Die Schlacht steht. Der Reiterkampf Driesen-Luchesi. Die Lehten vom Windmühlenberg. S. 124—141

Fünftes Kapitel:

Die Schlacht ist aus.

Wo ist der König? Ich gratuliere, Herr Feldmarschall. Der Ritt nach Lissa. Der Kretschmer von Saara. Die Armee marschirt. Nun danket alle Gott. Der Abend in Schloß Lissa. Der Morgen auf dem Schlachtfelde. In Gräbschen und Kletten-dorf. Die Eroberung von Breslau. Der Fall von Liegnitz. S. 142—160

Sechstes Kapitel:

Die Zeitgenossen und die Bataille von Lissa.

Der Schloßherr von Lissa an seinen Neffen. Der König erhält Glückwünsche und beantwortet sie. Verse an die Schwester. Ein Brief an die Cousine nach Wien. Die Diplomaten berichten und das Volkslied singt. Von Divatbändern, Glaspokalen, Rauchtabakdosen und Medaillen. Das Echo von Leuthen in Holland und England, Paris und Wien.

S. 161—179

Siebentes Kapitel:

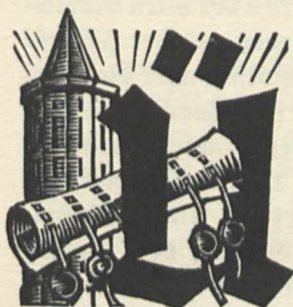
Wie die Schlesier die Erinnerung an Leuthen und den Großen König pflegen.

Vater Steige schreibt eine Familienchronik. Die Kugel im Bethaus. Die vergessenen Gräber. Die Schwester Wolfgang Menzels birgt die Gebeine der Helden. Die ersten Denkmäler. Friedrich Wilhelm IV. läßt Linden und Robinien pflanzen. Das Kreuz an der Bresche. Die Siegessäule auf dem Scheu-berge. Die Landschaft und das Dorf. Der „Veteran von Leuthen“ und die Bethauskirche. Vom Ingenieur Berger und dem Altardenkmal.

Das Schlachtfeld von Leuthen nimmt das Herz eines Mannes gefangen. Die Geschichte der Getreuen von Leuthen. Das erste, zweite und dritte Museum. Papiermark und Museumsbau. Der Weihetag. Ein Volk besinnt sich seiner Vergangenheit. Das geschändete Altardenkmal. Der Sammler von Pilgramshain. Leuthen greift zu. Der Erweiterungsbau. Wie das neue Museum aussehen wird, und wie ein treuer Freund der Leuthener alljährlich den 5. Dezember begeht.

S. 180—195

Schlesien und Brandenburg



ber den Eichenwäldern vor Frankfurt an der Oder leuchtet die Herbstsonne des Jahres 1536. In der alten Handelsstadt, die sonst im Frühjahr und im Herbst angefüllt ist von den langen Kaufmannszügen aus allen Teilen des Reiches, herrscht in diesen Oktoberwochen ein lebhaftes Treiben. Aber es sind andere Gäste, die seit den letzten Tagen die Stadt beherbergt. Hochfürstlicher Besuch ist von allen Seiten her in die Stadt eingezogen mit Rittern und Troßknechten, mit Rossen und Wagen und stattlichem Gefolge. Bürgermeister und Ratsherren mußten sich sputen, jedesmal vor den Toren die hohen Gäste zu empfangen.

Da kam von der Straße von Guben her Seine Kurfürstliche Gnaden Herr Albrecht, Erzbischof von Mainz und Bischof von Magdeburg, vor dem Berliner Tore waren die hochfürstlichen Brüder der Herr Kurfürst Joachim und der Markgraf Johann zu empfangen; von Königsberg kam der Herr Herzog Albrecht von Preußen auf der alten Landsberger Straße gezogen, und über die Oderbrücke von Schlesien her rollten die Reisewagen Herzog Georgs des Frommen von Ansbach, Herren zu Jägerndorf und Ratibor aus dem äußersten Oberschlesien. Von Liegnitz her aber nahte sich mit einem stattlichen Reitertrupp, die Kasse mit blaugelben Federn geschmückt, seine Fürstliche Gnaden der Herzog Friedrich der Zweite, der Schwager des Königsbergers und des Jägerndorfers.

Auf dem fürstlichen Schlosse halten die Hohenzollern Familientag. Sie sind von allen Fürsten die mächtigsten und wohlhabendsten im Reiche; es gilt, diesen Wohlstand und die Macht durch kluge Erbverträge zu erhalten und die Lücke zu schließen im begonnenen Vertragswerk. Mit der alten Stammelinie aus Franken hatten der Königsberger und der Jägerndorfer Herzog die Erbverträge schon geschlossen, aber die Mark Brandenburg fehlte darin. Der alte Kurfürst Joachim, der die Reformation der Kirche abgelehnt und fest zum hergebrachten Bekenntnis hielt, war kein geeigneter Vertragspartner mit dem evangelischen Herzog von Jägerndorf und seinem Bruder, dem letzten Hochmeister des Deutschen Ordens, dem Herzog Albrecht zu Königsberg, der seinen geistlichen Ordensstaat in ein weltliches Herzogtum gewandelt hatte; ihn hatte der Papst 1525 aus der Kirche gestoßen.

Aber Kurfürst Joachims Söhne, die Herren der Neumark und von Brandenburg, die der neuen Lehre zugetan waren, sie waren geeigneter, das Vertragswerk zu vollenden. Es geht um die Festigung der neuen großen Glaubensbewegung, die alle Gemüter in deutschen Landen ergriffen hatte und die verteidigt werden mußte gegen den Kaiser und sein Haus. Aber es geht noch um etwas anderes. Der Brandenburger will sich durch Erbverträge für sein Haus auf friedlichem Wege Länderewerb sichern, der Jägerndorfer sein Land festigen gegen das katholische Böhmen und Polen, und der Liegnitzer Piastenherzog, der Gatte Sophiens von Brandenburg, für sich, sein Haus und seine Untertanen das neue Bekenntnis erhalten. Sein Gedanke ist und bleibt Brandenburg.

Es wiederholt sich hier, daß wieder ein Piast nach der alten Kultur der fränkischen Familien blickt, aus denen seine Gattin herkommt, wie es einst vor 300 Jahren schon die schlesischen Piastenfürsten taten, als sie deutsche Prinzessinnen aus Süd- und Westdeutschland als Ehegattinnen an ihre Fürstenhöfe ins

ferne Schlesierland holten. Friedrich der Zweite von Liegnitz ist der Seher unter den Rechnern, die das Vertragswerk konstruieren. Als echter Schlesier fühlt er mehr, als er wägt. Brandenburg ist seine Hoffnung für sich, sein Haus und seine schlesischen Fürstentümer, eingekleilt zwischen Böhmen und Polen.

Mit seinem Jägerndorfer Schwager, dem Herzog von Oberschlesien, trägt der Liegnitzer Pfast dem Brandenburger Kurfürsten seinen Plan auf dem Schloß zu Frankfurt vor. Der Liegnitzer hat einen Sohn, Georg, und eine Tochter, die zwölfjährige Sophie; im Schloß zu Cölln an der Spree hat der Kurprinz Johann Georg das vierzehnte Lebensjahr erreicht, und im Kreise ihrer Geschwister spielt sorglos die kleine Prinzessin Barbara.

Die Väter aber verhandeln auf dem Schlosse zu Frankfurt über die Heiraten ihrer Kinder. Es wird vereinbart: Der Liegnitzer Herzog verpflichtet sich, in acht Jahren seine Tochter Sophie zur Vermählung mit dem Kurprinzen Johann Georg nach der Mark zu führen. Die Mitgift wird ausgemacht, der Witwensitz für die zukünftige Kurfürstin, und sogar das Datum der Heirat bestimmt: am 25. Januar 1545 soll die Hochzeit stattfinden. Zwanzig Tage später aber soll im kurfürstlichen Schlosse zu Cölln an der Spree die zweite Hochzeit sein: am 15. Februar 1545 sollen das fürstliche Beilager halten der Prinz Georg von Liegnitz und die Prinzessin Barbara von Brandenburg. Auch für diese Heirat wird die Mitgift festgesetzt. Zum Leibgedinge soll die Prinzessin Barbara Stadt und Amt Brieg im Schlesierland erhalten.

Und die Väter der jungen Kinder und die Oheime aus Königsberg, aus Mainz und aus Jägerndorf, sie beraten weiter über das Geschick fürstlichen Besitzes der beiden Häuser und kommen überein: wenn die Familie der Liegnitzer Herzöge ausstirbt, dann sollen alle ihre Lande zu Liegnitz, Brieg und

Wohlau, zu Kreuzburg, Pittschen, Trebnitz und Konstadt an das Haus Brandenburg fallen, wenn aber das kurfürstliche Haus Brandenburg endet, dann sollen den Schlesiern die alten Landesteile zurückgegeben werden, die einst zu den Zeiten von Albrecht Achilles an die Hohenzollern gekommen waren: Crossen, Züllichau, Sommerfeld mit dem Städtlein Bobersberg, Peitz, Zossen, Teupitz, Bärwalde und der Hof zu Groß Lübbenau.

So ward es verabredet und bestätigt auf dem Familientage zu Frankfurt, und ehe noch das Jahr sich neigt, reist der Kurfürst Joachim nach Liegnitz. Wohlgefällig mag er das prächtige, neustaffierte Haus des Schwagers betrachtet haben, als er durch das reichgezierte Tor eintritt. Zwar ist das Liegnitzer Haus nicht so weitläufig gebaut als das Schloß zu Cölln an der Spree, aber es kann sich mit seinen mächtigen Mauern und Wällen, mit seinen doppelten Wassergräben und den hohen Türmen ebenso sehen lassen wie die jungen, wohl-erzogenen Prinzen und Prinzessinnen, die darin aufgewachsen sind; und mit Wohlgefallen betrachtet der Kurfürst seine zukünftige Schwiegertochter, die kleine Prinzessin Sophie, und den schlanken Prinzen Georg, der in acht Jahren seine kleine Barbara heimführen soll.

Ein Jahr geht dahin, ein Jahr der Sorgen und Ereignisse für die deutschen Fürsten. Die Evangelischen tagen zu Schmalkalden, ihr Bund hat neue Mitglieder gewonnen; aber König Ferdinand, der Bruder des großmächtigen Kaisers Karl V., hat ein wachsameres Auge auf sie. Keiner war ihm mehr sicher, denn einer nach dem anderen bekannte sich zur neuen Lehre.

Wieder zieht der Herbst ins Land, diesmal sieht die herzogliche Residenz zu Liegnitz in Niederschlesien festliche Tage. Die Kanzler des brandenburger Kurfürsten und des Liegnitzer Herzogs haben auf Befehl ihrer Herren die Verträge aufgesetzt in monatelanger, mühseliger Arbeit. Viel Schreiben

sind hin- und hergegangen zwischen Liegnitz und Cölln an der Spree, aber endlich ist das Vertragswerk fertig.

Über die Zugbrücke des herzoglichen Schlosses zu Liegnitz rollen die Wagen und klappern die Hufe der schweren Reiterpferde. Herzog Friedrich der Andere hat alle seine Räte und Landstände auf das Schloß zur feierlichen Vollziehung des Vertrages entboten. Am 18. Oktober 1537 wird im Saale des festen Schlosses zu Liegnitz der doppelte Ehevertrag der gegenseitigen Kinder der Häuser Liegnitz und Brandenburg abgeschlossen und die Hochzeiten endgültig auf den 25. Januar und den 15. Februar des Jahres 1545 festgesetzt. Am folgenden Tage, dem 19. Oktober 1537, wird jener zweite Vertrag unterzeichnet, der als eigentliche Erbverbrüderung zwischen den Piasten und Hohenzollern in der Geschichte gilt.

Der Liegnitzer Herzog erklärt, daß er für den Fall, daß aus Verhängnis Gottes eine der Heiraten oder beide nicht fortgänglich sein würden, seine schlesischen Länder, über die er ja auf Grund der alten, von König Wladislaus und König Ludwig erteilten und vom König Ferdinand bestätigten Privilegien vollkommen frei verfügen konnte, den Brandenburgern überlassen würde. Als Unterpfand sollen dem Kurfürsten von Brandenburg die alten besiegelten Dokumente jener Privilegien gegeben werden und für die Bestätigung durch König Ferdinand nur die Abschrift; denn das Bestätigungsprivileg umfaßte noch eine Menge anderer alter Vorrechte.

Die Gegenleistung, die Brandenburg den schlesischen Piasten bot, war im Vergleich zu dem, was Schlesien an Brandenburg geben wollte, recht gering; denn die alten Landesteile um Crossen, Züllichau und Sommerfeld hatten ja bis 1485 zu Schlesien gehört; das war also für die schlesischen Piasten kein Ländernerwerb, sondern nur die Rückgabe alten, einst verlorengegangenen Gebietes. Der Liegnitzer Herzog hat

später sogar erklärt, daß eine Gegenleistung für ihn nicht so wichtig wäre wie die Gewißheit, daß seine Fürstentümer einst für den Fall des Erlöschens seines Hauses an das protestantische Brandenburg fielen.

Es ist, als ob der schlesische Piast das Erlöschen seines Geschlechtes vorausgeahnt hätte; denn es gingen noch nicht 150 Jahre ins Land, da schloß der Letzte des alten Stammes in der Blüte seiner Jugend die Augen. Friedrichs des Zweiten von Liegnitz Gedanken waren immer und immer auf die große deutsche religiöse Bewegung gerichtet. Albrecht von Preußen im fernen Königsberg, im Nordosten des Reiches, Georg der Fromme von Jägerndorf im Südosten, und dazwischen lagen seine eigenen Fürstentümer, nach denen gierigen Auges von der einen Seite die Böhmen und von der anderen Seite die Polen schielten. Der Brandenburger aber bliete kühnen Auges auf Ländererwerb. Ihm galt es, die Macht seines Hauses durch diesen klugen Vertrag einmal mühelos zu vergrößern.

Noch ist Kurfürst Joachim dem alten Bekenntnis treugeblieben. Er versucht im Frühling 1538 vom König Ferdinand die Genehmigung zu erhalten, die Gebiete von Crossen, Sommerfeld und Züllichau als Gegenleistung im Erbvertrage an Schlesien zu geben; denn er hat ja nicht ein altes Privileg, daß er über sein Land frei verfügen könnte wie der Liegnitzer. Aber der König Ferdinand schiebt die Genehmigung hinaus. Noch braucht er des Kurfürsten Joachim Stimme für seine Kriege gegen die Türken.

Da tritt 1539 auch der Brandenburger Kurfürst zum neuen Bekenntnis über. Jetzt erblickt König Ferdinand die Gefahr. Von Ostpreußen über die Mark Brandenburg, über das Fürstentum Liegnitz und Glogau, über die dem neuen Bekenntnis zugeneigte Stadt Breslau bis hin zum evangelischen Herzog von Ratibor und Jägerndorf läuft die große Front, die dem Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher

Nation und den Interessen seines Hauses, das unverbrüchlich mit Rom verbunden ist, gerade entgegensteht. 1542 wird Kurfürst Joachim von Brandenburg Reichsoberfeldherr im kaiserlichen Heere, das in Ungarn gegen die Türken kämpft. Als er ruhmlos nach Hause zurückkehrt, ist er für den Kaiser eine erledigte Persönlichkeit.

Schon will der vorsichtig abwägende Joachim von Brandenburg von dem Erbvertrag zurücktreten, doch der Liegnitzer Herzog bleibt fest. Auf dem Reichstag von Speyer versucht der Brandenburger Kurfürst die Genehmigung für Crossen und Züllichau noch einmal vom Kaiser zu erhalten, da wird ihm diese Genehmigung kaltblütig abgelehnt. Immer wieder schwankt er, ob er den Erbvertrag nicht lösen soll, aber er hat sein fürstliches Wort gegeben und besiegelt, und so stimmt er endlich nach Jahren des Schwankens der Doppelhochzeit zu.

Das Jahr 1544 neigt sich seinem Ende. Auf der Herzoglichen Kammer zu Liegnitz werden die harten Taler auf den Steuerfisch gezahlt; denn der Herr Herzog hat eine neue Steuer ausschreiben lassen für die Ausstattung der Prinzessin. Zur Fastnacht des 1545. Jahres ist endlich die große Doppelhochzeit im kurfürstlichen Schlosse zu Cölln an der Spree. Die im Vertrage vorgesehene Pause von 20 Tagen ist abgeändert worden. An zwei aufeinanderfolgenden Tagen geht die prächtige Hochzeit vor sich. Aller Prunk und alle Tafelfröhlichkeit jener lebenserfüllten Zeiten wird entfaltet. In der Stechbahn am Schlosse findet zu Ehren der beiden jungen Paare ein großartiges Turnier statt. Der letzte Glanz der alten Ritterherrlichkeit strahlt über dem Reiterpiel.

Der Liegnitzer Herzog hat seine Prunkrüstung angelegt, ein Meisterwerk deutscher Plattnerkunst — heute noch erregen ihre Stücke im Zeughaus zu Berlin und im Museum zu Breslau die Bewunderung der Betrachter. Es wehen die Federn auf den Köpfen der Streitrosse in den bunten Farben der

vielen Wappen. Da reitet der Markgraf Johann gegen den Herzog Wilhelm von Braunschweig. Sie prallen so hart aufeinander, daß ihre Pferde zusammentruden. Des Markgrafen Schild berstet in Stücke und an den Hals getroffen, sinkt er in den Staub. Alles eilt herbei und hilft dem Gepanzerten auf. Gottlob, es ist kein Unheil geschehen, und die Hochzeit geht mit allen Freuden zu Ende. Aber der zitternde Schreck lastet wie eine unheilvolle Ahnung auf den Gemüthern der Hochzeitsgäste, wenn sie an das stürmische Turnier denken.

Das Jahr vergeht und das Unheil steigt empor. Am 6. Februar 1546 wird von der Kurprinzessin Sophie ein Sohn geboren, und die junge Mutter läßt dabei ihr Leben. In Liegnitz trauert der alternde Herzog Friedrich, ihr gebeugter Vater. Da zieht sich neues Unheil über dem Haupte des Herzogs zusammen. Er hat nicht gewußt, daß 1510 die böhmischen Stände dem schwachen König Wladislaus eine Urkunde entlockt haben, daß die Landeshauptleute von Schlesien nur Böhmen sein sollten, daß jede Verleihung des Königs über die schlesischen Fürstentümer, an wen auch immer, null und nichtig sein sollte. Das Jahr darauf — 1511 — hat König Wladislaus dem Liegnitzer trotzdem aufs neue sein altes Privileg vom Jahre 1498 bestätigt, wonach der Herzog Friedrich freie Verfügung über seine schlesischen Fürstentümer habe. Das traurige Doppelspiel eines schwachen Herrschers.

Zum Osterfest 1546 hält König Ferdinand von Böhmen und Ungarn Fürstentag auf der kaiserlichen Burg zu Breslau. Sein Bruder, der mächtige Kaiser Karl V., hat an den Grenzen seines Reiches noch vor wenigen Jahren unter der brennenden Sonne von Algier und im Nebel von Flandern gekämpft, aber nun zieht sich das Netz des allerhöchsten Unwillens gegen die widerspenstigen, unruhigen deutschen Fürsten zusammen, die im Evangelischen Bund von Schmalkalden sich vereinigt haben. Bald wird auch für sie die Abrechnung kommen. So liegen

die Dinge im Reiche, als des Kaisers Bruder die böhmischen Stände zum Fürstentage nach Breslau gerufen.

Da werden zuerst die Angelegenheiten der Privilegien aufgerollt, die böhmischen Stände präsentieren ihrem Könige die Rechnung seines Vorgängers. Am 4. Mai 1546 fordert König Ferdinand den alten Herzog Friedrich den Zweiten von Liegnitz auf die Burg zu Breslau, er solle sich wegen der Erbverbrüderung verantworten, die er abgeschlossen hat. Der alte Mann steht allein. Der Brandenburger Kurfürst hüllt sich in Schweigen und sendet ihm keine Hilfe. Der Liegnitzer lehnt es ab, an den Hof des Königs zu kommen, aber der König befiehlt, und so muß sich der alte Mann aus Liegnitz aufmachen, aber er wird in Gnaden von der Teilnahme an den Verhandlungen dispensiert, weil er krank und schwach ist.

Unter den Fenstern der kaiserlichen Burg zu Breslau rauschen die Wehre des Oderstroms, der die vielen fleißigen Mühlen treibt. Die alten Bäume auf den Oderinseln stehen im jungen Maiengrün, aber oben hinter den trüben Scheiben hebt ein Trauerspiel an für die schlesische Heimat. Da steht des Herzogs getreuer Kanzler Wolfgang von Boß, der Verfasser des Erbverbrüderungsvertrages. Schon hatte er am vorletzten April-tage jene großartige Rede gehalten, die die uralten Rechte der schlesischen Fürsten verteidigte und die Privilegien der schlesischen Stände verfocht. Ein Raunen war durch die Versammlung gegangen ob des flugen, mutigen Sprechers, der mit haarscharfer Logik und beißendem Spott die Gegner geistig besiegte. Am 12. Maientage verteidigte der Liegnitzer Kanzler in ebenso großartiger Rede den Erbverbrüderungsvertrag seines fürstlichen Herren. Ganz Schlesien lauscht den Reden Wolfgang von Boßs; denn aus dem gesamten Lande waren die Vertreter der Stände und Städte anwesend. Unter dem tiefen Eindruck jener großartigen rednerischen Meisterwerke wird dem Kanzler der ehrenvolle Beiname des „schlesischen

Perikles“ gegeben. Das Wort ist auf einmal da und hat sich durch die Jahrhunderte hinübergerettet; doch alle Klarheit und aller Beweis war nichts nütze.

Am 18. Mai spricht König Ferdinand von Böhmen und Ungarn das Urtheil als Richter in eigener Sache. Er erklärt den Erbverbrüderungsvertrag für null und nichtig und kassiert ihn. Da erhebt sich in der erlauchten Versammlung ein schlichter gelehrter Mann, der sich als Abgeordneter seines kurfürstlichen Herrn von Brandenburg ausweist. Es ist der Professor der Rechte, Christof von der Straßen, von der alten Hochschule zu Frankfurt an der Oder. Im Namen seines Kurfürsten protestirt er gegen den Spruch des Königs in dessen Gegenwart und erklärt, daß kein Kaiser und kein König die von seinem Herrn, dem Kurfürsten geschlossenen Verträge annullieren könne, denn sie bestehen zu Recht. König Ferdinand aber hört den Sprecher stumm an, schließt mit einer Handbewegung die Sitzung: Wir gehen zu Tische, meine Herren.

Die Macht hat über das Recht gesiegt im Verhandlungssaale auf der kaiserlichen Burg zu Breslau. Wieder siegte die Macht, als noch kein Jahr später der mächtige Kaiser Karl V. am 24. April 1547 über das Schlachtfeld von Mühlberg ritt, da die Heere der evangelischen Fürsten zerstreut waren.

Im Herbst des gleichen Jahres stirbt zu Liegnitz aus Gram über die Vernichtung des Vertrages Herzog Friedrich der Zweite. Seine Söhne, die das Liegnitzer Herzogtum unter sich teilen, verzichten auf den Erbvertrag; aber der niemals darauf verzichtet hat, das war der Kurfürst von Brandenburg.

Wolfgang von Boß nimmt Dienst beim Brieger Herzoge Georg, da sein alter Herr zu Liegnitz die Augen geschlossen. Er hat seinen Herrn nicht lange überlebt, denn 1550 finden wir ihn zum letzten Male als fürstlichen Kanzler unter einer Urkunde.

An der Landstraße, die von Goldberg nach Löwenberg führt, der großen, alten Handelsstraße, liegt der Eingang zum Stammgut der Familie von Bock in Hermsdorf an der Kahnbach. Dort ist in den Sandsteinfelsen die Figur eines Mannes in der Ziviltracht der damaligen Zeit eingehauen. Das heute verwitterte Bildwerk trägt die Jahreszahl 1550. Es ist das Bildnis des Kanzlers Wolfgang von Bock, der stumme und doch so beredte Stein, der an den Schöpfer des Erbverbrüderungsvertrages zwischen Brandenburg und dem Liegnitzer Pfälzherzog erinnert.



Schlesiens Not und Errettung



Is König Ferdinand im Saale der kaiserlichen Burg zu Breslau das Recht beugte und den Erbvertrag als nichtig erklärte, da schrieb einer der Vertreter Böhmens: Die Fürsten zu Liegnitz wurden jetzt erst inne, was es hieß, mit dem Richter in Handel zu geraten; und der das schrieb, war der böhmische Edelmann Slawata.

Die Welt war voller Spannungen. In Prag war der Kaiser von seinem eigenen Bruder der Krone Böhmens beraubt. Er hat sie ihm vom Haupte gerissen, und in ohnmächtiger Wut mußte der Schwache sein Verzichtdokument unterschreiben. Er zerbrach die Feder, die seinen Namen unter das Dokument der Schande setzte.

Allnächtlich aber stand am Himmel in seinem kalten Strahlenglanz der furchtbare, langschweifige Komet und kündete Krieg. Die Menschen in deutschen Landen, die Großen und die Kleinen, haderten untereinander; im Schlesienslande, in der alten Oberstadt Glogau, schrieb ein reicher Bürgersmann, der sein Haus im neumodischen, italienischen Stil schön verzierte, über die reichgeschmückte, steinerne Türeinfassung die Worte:

Die Liebe ist gen Himmel gezogen,
die Wahrheit ist übers Meer flogen,
die Gerechtigkeit wird vertrieben,
die Untreu ist bei den Menschen blieben.

Es dauerte nicht mehr lange, da brach über das deutsche Vaterland das furchtbare Ungewitter herein, das 30 Jahre

über deutschen Gauen sich austobte. Es ist ein unsagbarer Leidensweg, den Schlesien gehen mußte von jenen Wintertagen an, da der flüchtende König, Friedrich der Fünfte von der Pfalz, durch die Lande eilte und bei den Getreuen des Augsbургischen Bekenntnisses Nachtquartier heischte, über die Zeiten, da ein gewaltiger Kriegesfürst siegreich durch Schlesien zog, bis zu den grauenhaften Jahren, da die letzten entarteten und vertierten Scharen kaiserlicher und schwedischer Soldateska das blutleere Land brandschakten und die verängsteten Schlesier, die sich des Friedens nicht mehr erinnern konnten, bis zu Tode quälten.

Das waren jene grauenhaften Jahre, da das blühende Reichenbach verbrannt und seine Einwohner den Feinden preisgegeben wurden; das waren die Zeiten, da die alte Stadt Nimptsch so vernichtet ward wie im Reiche das stolze Magdeburg. In jenem Sommer brannten Nacht für Nacht die Dörfer im weiten Schlesierlande und beleuchteten den Zug der feindlichen Heerhaufen. In jenem Herbst aber sank die stolze Feste, die die Liegnitzer Herzöge ausgebaut hatten, die Grödißburg, in Trümmer. Und das reiche Goldberg und seine Bewohner wurden gequält, wie es noch nie einer Stadt geschehen war.

Was aber menschliche Grausamkeit nicht vollbrachte, das tat die Pest. Eine Stadt stirbt im Schlesierlande. Zu Schweidnitz häufen sich die Leichen auf Markt und Gassen, und über die Dächer der sterbenden Stadt fliegt weit und breit kein Vogel mehr. In der gleichen Stadt aber, da vor 20 Jahren die Hausinschrift über der Zeiten Not klagte, erhebt ein deutscher Dichter seine Stimme zu den erschütternden Worten:

Wir sind doch nunmehr ganz, ja mehr denn ganz verheeret!
Der frechen Völker Schar, die rasende Posaun,
Das vom Blut fette Schwert, die donnernde Carthaus
Hat allen Fleiß und Schweiß und Vorrat aufgezehret.
Die Türme stehn in Glut, die Kirch' ist umgetehret . . .

Mit aller dieser leiblichen Qual aber kam über die Schlesiener eine andere: Die Noth der Herzen und der Raub der Gewissensfreiheit. Die Menschen der Gegenwart können es sich, wenigstens in unserem Vaterlande, kaum vorstellen, was es heißt, nicht seinem Glauben leben zu dürfen, was es heißt, von einer Obrigkeit gezwungen zu werden, von dem abzulassen, was frommen Herzen wert und teuer ist.

In den schlesischen Landen hatte sich die Erneuerung der Kirche in den denkbar ruhigsten und mildesten Formen vollzogen. Keine Gewaltthat hatte das neue Bekenntnis getrübt oder gar entehrt. Der Abt der Augustiner zu Sagan hat die neue Lehre nicht mit Gewalt bekämpft, sondern still geduldet. Kaiser Karls Reitergeneral, der gewaltige Sabian von Schönau, der am Abend von Mühlberg seinem kaiserlichen Herrn den Herzog von Braunschweig-Lüneburg als Gefangenen vorführte und dem Karl V. die Kette des Goldenen Vlieses umhängte, auch er war dem neuen Bekenntnisse zugewandt, auch wenn er sich nicht öffentlich dazu hielt. In der Landeshauptstadt gehen die großen Bürgerkirchen und ihre Gemeinden mit dem Räte der Stadt in aller Ruhe zur neuen Lehre über. Die Patrizier von Breslau und der schlesische Adel bedingen sich aus, daß in der alten Kirche zu Sankt Elisabeth kein frommes Bildwerk, das ihre Vorfahren einst stifteten, entfernt werden dürfe, und in einer Kapelle des alten ehrwürdigen Gotteshauses wird noch 30 Jahre nach der Einführung des neuen Bekenntnisses die heilige Messe gelesen.

Die Zeiten haben sich gewaltig geändert. Für die kaiserliche Majestät in Wien ist die Irrlehre, die in ganz Schlesien die Überhand genommen, ein Greuel. Denn mit dieser neuen Lehre wächst wie ein Strom, dem die Quellen zustreben, die Sehnsucht nach freier Entfaltung. Mit dieser aber auch die Sehnsucht nach einem freien Volkstum, das Verständnis erfleht von denen, die die Vorsehung bestimmt hat, es zu regieren.

Es ist die große Tragik jener Zeiten, daß Starrheit und Fanatismus die Geister der Regierenden trübten.

„Ich will, sprach Ferdinandus der Fromme, daß jedermann in den Himmel komme“. Und er läßt Graf Hannibal zu Dohna mit seinen Liechtensteinschen Dragonern auf die wehrlosen Schlesier los als Vollstrecker des kaiserlichen Willens. Zu Sagan liegen sie solange, bis alle wieder zu den Jesuitenpatres in die heilige Messe kommen, zu Glas und zu Glogau, zu Beuthen und in den vielen anderen schlesischen Städten sind sie als unheimliche und nie vergessene Gäste eingezogen und haben ihr Wiederbefehrwerg durchgeföhrt.

Was aber die bewaffnete Macht begonnen, das vollendeten in zäher, stiller Arbeit die Soldaten der Gesellschaft Jesu. Längst ist die hohe Schule zu Goldberg, die einst der junge Albrecht Wallenstein besuchte, verödet und leer. Aus dem Gymnasium illustre, das zu Beuthen an der Oder der Freiherr Georg von Schönau, Melancthons Verehrer, gestiftet, sind die Professoren vertrieben worden; die leeren Hörsäle dienen als Schüttböden für des Kaisers Reiter.

Die Friedensglocken läuten über Schlesien, und auf den Märkten der größeren Städte ist bei Trompetenschall die „umständliche Nachricht“ vom glücklich erfolgten Abschlusse des Friedenstractes zu Osnabrück verkündet worden. Aber es war kein fröhliches Klingen, denn das Land war leer, und wer durch Schlesien wanderte, der konnte das fürchtbare Bild gestorbener Dörfer sehen. In den Städten gähnen die Lücken der Brandstellen in den Straßen und die Lücken der abgerissenen Häuser, die an die letzte Belagerung erinnern, im bitteren Winter, da es kein Holz mehr gab, um die Menschen zu wärmen. Zu Schweidnitz, der einst blühenden Stadt, sind 200 Einwohner übriggeblieben. Von ihnen verlieren sich 30 in den weiten Hallen des großen, alten Gotteshauses, 30, die am alten Bekenntnis festgehalten haben.

Aber die 170 anderen, die zur neuen Lehre sich hielten, ihnen öffnet sich kein Gotteshaus; sie wandern zu den Toren der Stadt hinaus über das Land, um ihrem Gott auf ihre Weise nach dem Augsburger Bekenntnis zu dienen. In des Kaisers Erblanden in Schlesien ist die Wiederherstellung der alten Lehre durchgeführt. Nur in den schlesischen Fürstentümern, deren Herzöge sich zur neuen Lehre hielten, hatten die Evangelischen den ungehinderten und freien Gebrauch der Kirchen.

Zu Osnabrück hatte der Schwede in langen, zähen Verhandlungen dem Kaiser für die Protestanten Schlesiens die Erlaubnis zum Bau dreier Gotteshäuser abgerungen. Aber es hatte jahrelanger Reisen nach Prag und nach Wien bedurft, die Hilfe des kursächsischen Gesandten mußte von den schlesischen Untertanen zur Vermittelung erbeten werden, bis endlich die ersuchte Botschaft kam, daß der Kaiser den Platz vor den Toren der Städte Schweidnitz, Jauer und Glogau zum Bau der Gotteshäuser bewilligen würde.

Aber die Gotteshäuser durften nur aus Fachwerk gebaut werden, die Stimme der Glocke ward ihnen versagt. Meilenweit sind die Anhänger des Augsburger Bekenntnisses zu Wagen und zu Fuß zu diesen Gotteshäusern gepilgert. Wo aber im Schlesierlande zwischen den kaiserlichen Erbfürstentümern und den alten schlesischen Fürstentümern die Grenze sich zog, da wanderten die Evangelischen aus des Kaisers Erblanden in die nächste Kirche, da die neue Lehre verkündigt wurde, in die Kirchen, die unter dem Schutz der schlesischen Fürsten standen, die der neuen Lehre zugetan waren. Grenzkirchen nannte man diese Gotteshäuser, die alsbald die gleiche Rolle spielten wie die drei Friedenskirchen in den schlesischen Erblanden des Kaisers.

Im benachbarten Brandenburg regierte ein Mann, zu dem die Zeitgenossen in staunender Bewunderung aufblickten, der

Kurfürst Friedrich Wilhelm. Das war wohl der mächtigste unter den deutschen Fürsten; denn überall setzte er sein Heer ein, und die brandenburgischen Truppen waren berühmt im Abendlande. Das war der mächtige Mann, der mit Spanien und den Niederlanden ebenso selbständig Verträge abschloß wie mit des Kaisers Majestät zu Wien. Das war der einzige deutsche Fürst, der den Vernichtungsplänen Frankreichs Einhalt gebieten konnte.

Mit seinen Truppen war er an den Rhein gezogen, um die Raubzüge des machthungrigen Frankreichs und seines großen Herrschers Ludwig XIV. aufzuhalten, aber es war ein trauriger Feldzug; denn der große französische Feldherr Turenne hatte die Kaiserlichen besiegt, ehe noch der Brandenburger Kurfürst mit seinen Truppen zu Hilfe gekommen war, und als er sie endlich einsetzte, da hatte auch der Feind so große Verstärkungen erhalten, daß der Feldzug unentschieden endigte. Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte zu Straßburg seinen Sohn, den Kurprinzen, an einem hitzigen Fieber verloren. Das Gerücht raunte durch die Lande, daß der junge Prinz einem heimlichen Gifte erlegen sei.

Als sich die brandenburgischen Truppen, zusammen mit den Kaiserlichen, aus dem Elsaß zurückzogen, da erreichte den Kurfürsten die Nachricht, daß der Schwede, dem ja Pommern gehörte, in der Mark Brandenburg eingefallen sei. Und da der Sommer des Jahres 1675 beginnt, sind die Brandenburger Truppen in Magdeburg, und acht Tage später springt die Kunde durch alle deutschen Lande von dem glorreichen Siege von Fehrbellin.

Die Schlesier hören auf. Im Norden ist ein Stärkerer gekommen, den die Flugblätter den Großen Kurfürsten nennen, ein Stärkerer, der zum ersten Male die unbesiegbaren Schweden geschlagen hat.

In den gleichen Tagen aber läuft durch das schlesische Land eine Schmerzenskunde und beugt die Getreuen in den alten

Fürstentümern tief. Zu Brieg ist Schlesiens Hoffnung, der junge Fürst Georg Wilhelm, der Letzte seines Stammes, an einer schnellen, schlimmen Seuche gestorben. Noch hatte er kurz zuvor die alte, verfallene Landesfestung seiner Väter auf dem Gröditzberge besucht und den Plan gefaßt, das stolze, zerbrochene Haus in seiner alten Pracht wieder auferstehen zu lassen, noch hatte er auf dem Burghof der Gröditzburg die schlesischen Bauern der Umgegend freundlich bewirtet, sich an ihrem Frohsinn erfreut und im schlichten, braunen Wams gekleidet, fast unerkannt, dem frohen Treiben zugeschaut. Dann war's auf die Jagd gegangen in die Wälder von Brieg, da war er in eine Hütte eingetreten, wo Krankheit herrschte, und dort hatte er sich den Keim des Todes geholt, so sagten die fürstlichen Ärzte.

Nun liegt er still in seinem schmalen Sarge, und um die jungen Schläfen schmiegen sich die Blätter eines kleinen Lorbeerfranzes. Schlesiens Hoffnung ist in das frühe Grab gesunken. Zu Liegnitz baut die Liebe der Mutter die schönste Gruft, und ein trefflicher Künstler schmückt sie mit edlen Werken der Bildhauerkunst.

Das Volk aber ist verwaist und seine Zukunft liegt ungewiß vor ihm. Wen werden die Schlesier als neuen Herrn bekommen, in diesen grimmigen Zeiten, da ringsum Kriege entbrennen, da der Franzose am Rhein und der Türke vor Wien steht und der Schwede mit Mühe erst aus dem Herzen der Mark vertrieben ward. Unheimliches bereitet sich vor im schlesischen Lande. Wieder sind viele Zeichen gesehen, die die Gemüter bewegen, wieder strahlt der schreckliche Komet am Himmel, in der Kohnauer Heide ward ein unheimlich Tier gesichtet, der riesenhafte Elch, der seit langem nicht mehr in schlesischen Wäldern aufgetaucht, und in Schweidnitz bittet ein unbekannter frommer Dichter für die in großer Drangsal, Kummernis und Gefahr schwebende christliche Gemeinde:

Pest, Wasser, Hungersnot mit allen Kriegsgefahren,
Abwehre, lieber Gott, in diesen grimm'gen Jahren.

Die Schlesiener harren geduldig und angsterfüllt auf die Entscheidung. Nach dem alten Vertrage müssen ja die schlesischen Fürstentümer an das Haus Brandenburg fallen, aber der Kaiser hat doch einst zu Breslau auf der Burg den Vertrag für nichtig erklärt.

Da meldet, kaum acht Tage nach der Fehrbelliner Schlacht, der Große Kurfürst seine schlesischen Ansprüche in Wien an. Habsburg lehnt ab, und die schlesischen Fürstentümer werden als an die Krone Böhmens zurückfallendes Lehen eingezogen.

Nun regiert über ganz Schlesien des Kaisers Majestät zu Wien unmittelbar als Landesherr. Was wird das bringen, so denken die Anhänger der Augsburgerischen Konfession, die sich in den Fürstentümern zu Liegnitz, Brieg und Wohlau noch der Freiheit erfreuen konnten. Wird ein neuer Krieg über die Lande kommen, wird der mächtige Brandenburger Kurfürst mit seinen Truppen sich sein Recht erkämpfen, das der Kaiser ihm versagte? Doch es bleibt still im Lande und Schlesien wird von Prag und Wien regiert.

Aus dem Reiche dringt die Kunde, daß der Große Kurfürst aus Brandenburg sich mit des Reiches Erbfeind verbündet und vom Kaiser eine Entschädigung für seine schlesischen Ansprüche gefordert habe. Die Menschen schütteln die Köpfe und wollen es nicht begreifen, daß der große Mann, der der einzige Verteidiger des Reiches war, sich den Feinden zugewandt habe. Und aus dem Westen kommt die Kunde, daß die alte, freie Reichsstadt Straßburg bei Nacht und Nebel vom Feinde geraubt und besetzt worden sei, vorläufig nur auf 20 Jahre; aber die Menschen wissen, sie wird wohl für immer verloren sein, die wunderschöne Stadt.

In den schlesischen Landen ziehen allenthalben die großen geistlichen Orden ein und bauen ihre Klöster und Kirchen in

dem berausenden und hinreißenden neuen Stile aus, und die Menschen staunen und sind von einer unsichtbaren Macht hingezogen zu der alten, unverfälschten Lehre und der Kirche, die die Ihrigen nicht verläßt und in ihre schützenden Arme nimmt. Der Kaiser hat seine alte Burg am Oderstrande zu Breslau den Patres von der Gesellschaft Jesu geschenkt, die Prämonstratenser bauen an die Kirche von St. Vinzenz ihr prächtiges, neues Ordenshaus; an die uralte Kirche zu Sanct Maria auf dem Sande fügen die Augustiner Chorherren den Neubau ihres großen Stiftes, und das Innere der alten Kirche wird prunkvoll staffiert.

Von Berlin ist des Großen Kurfürsten Hofmaler, Michael Willmann aus Königsberg, nach Schlesien gewandert, und der evangelische Mann ist zum alten Glauben zurückgetreten und hat Dienste beim Abte von Leubus genommen. Dort wächst ein Klosterbau, wie ihn bisher deutsche Lande kaum gesehen, ein Klosterbau, so großartig wie das ferne Stift Melk an der Donau, und der ‚Maler von Leubus‘ schmückt die alte Kirche mit den großartigen Märtyrerbildern der heiligen zwölf Apostel.

Über der Stelle aber, da Schlesiens Herzog Heinrich einst im Kampfe gegen die Mongolen den Heldentod starb, baut der große Prager Baumeister ein herrliches Gotteshaus, die Klosterkirche zu Wahlstatt, und die Jesuiten zu Breslau nehmen gar einen evangelischen Baumeister zum Bau ihrer Namen=Jesu=Kirche.

Überall in schlesischen Landen wachsen die Niederlassungen der Gesellschaft Jesu. In Glogau schmücken die Jesuiten den rechten Flügel ihres großen Hauses mit einer doppeltürmigen Kirche, einem Wunderwerk der Baukunst, in Sagan wird ein mächtiger Stiftsbau errichtet, und im kleinen Marktflecken Deutsch=Wartenberg vor Grünberg, nicht allzuweit von der brandenburgischen Grenze, hat die Freifrau von Sprinzen=

stein ihr Vermögen der Gesellschaft Jesu vermachte; an der Stelle des alten Schlosses wächst gar bald der großartige Bau des neuen Jesuiten Klosters. Und dort, wo sich einst die Schlosskapelle wölbte, erhebt sich jetzt der prächtige Bau der neuen Schlosskirche.

In der alten verlassenen Herzogsburg zu Freystadt waren die Karmeliter eingezogen und predigten in den Dorfkirchen der Umgegend. Dieses Netz der Orden mit ihren Klöstern und Niederlassungen war aber für die Durchführung des Friedens von Osnabrück, der vor fast einem halben Jahrhundert den Dreißigjährigen Krieg beendet hatte, geradezu eine Nothwendigkeit geworden; denn es fehlte ja den vielen Kirchen, die dem alten Bekenntnis zurückgegeben wurden, an Pfarrern und geistlichen Hilfskräften.

So vollbrachten die Klöster in Schlesien in großartiger Planmäßigkeit jenes Werk, das die eine Seite die Gegenreformation, die andere Seite die Restitution nennt. Dabei ging es nicht ohne Härten ab, und die schlesischen Chronisten jener Zeiten verzeichnen hundertfach das alte, traurige Lied vom Kampf um Glauben und Heimat.

Wieder gehen die Gedanken der schlesischen Menschen zurück zu ihren Eltern und Großeltern, und in den alten Familien werden die Geschichten lebendig von den Zeiten, da der Urahn sich freimütig zur neuen Lehre bekannte, und da die Trennung vom alten Bekenntnis ohne eine Reibung und ganz friedlich vor sich ging, da weder das eine noch das andere sich gegenseitig bekämpfte und bedrückte. Das waren längst verklungene Zeiten, aber dann haben es die Väter erlebt, wie des Kaisers Regierung sich auf die eine Seite stellte, und Jammer und Kummer über das Heimatland kam.

Und wie ist es nun geworden? Wieder lastet der Druck auf den Anhängern des Augsburger Bekenntnisses in Schlesien. Mißtrauisch werden sie von der Obrigkeit betrachtet. Eine

Anteilnahme an den Geschicken des Heimatlandes ist ihnen versagt. Zu Wien regiert ein junger Kaiser, der allerdings gütig zu all seinen Untertanen sein soll, wie sich die Menschen erzählen, aber sein Arm reicht nicht bis nach dem fernen Schlesienslande. Die Landeshauptleute und die Orden, sie führen ein strenges Regiment. Wohl haben sie den großen Kampf für die Kirche und den alten Glauben gewonnen, aber eins haben sie dem Kaiser verloren: die Seele seines schlesischen Volkes.

Des Reiches Grenzen liegen ungeschützt. Vom brandenburger Kurfürsten hört man neue Kunde; er hat sein böses Bündnis mit dem König von Frankreich gelöst, als dieser in seinem Lande den Schutz der neuen Lehre aufhob. Wir würden es, so schrieb der fromme Mann, dermaleinst vor dem Allerhöchsten schwer zu verantworten haben, wenn wir die Ausrottung des reinen Evangeliums mit gebundenen Händen noch ferner ansehen würden.

Und die Schlesier hören, daß in Berlin vieltausend Familien aus Frankreich angekommen sind, denen der hochherzige Kurfürst Obdach und alle Freiheit gewährt. Sie dürfen sich ihre eigene Kirche bauen und ihre eigene hohe Schule halten, und mit den fleißigen französischen Flüchtlingen zieht in der Mark und im fernen Ostpreußen Wohlstand und Arbeit ein. Und die bedrückten Schlesier sehnen sich nach einem Mann der Tat; denn sie sind müde der schleichenden Willkür und der heimlichen Bedrückung.

In ihrer Not bieten sie ein trauriges Schauspiel: Durch das Reich zieht ein fremder Eroberer, der Schwedenkönig Karl XII. Als er durch Schlesien kommt, flehen ihn die gequälten Evangelischen an, er möchte in Erinnerung an seinen großen Vorfahren ihnen beistehen und gegen die Willkür des Kaisers helfen. Siegreich hatte der Schwede gegen August den Starken, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, gekämpft, und

von seinem Frühjahrsquartier zu Altranstädt bei Leipzig mitten im deutschen Lande sandte er seine geharnischten Bescherwerden an den Kaiser nach Wien über die Bedrückung der evangelischen Untertanen in Schlesien.

Nach langen Verhandlungen bewilligte der Kaiser den Schlesiern aus freier Gnade zu den drei vorhandenen Friedenskirchen sechs neue evangelische Gotteshäuser aus Fachwerk vor den Toren von Sagan, Freystadt, Hirschberg, Landeshut, Militisch und Teschen. Mit dieser Gnade hatte er sein Reich von dem mächtigen Schweden befreit; denn der große Schwedenkönig war kein Staatsmann, sondern nur Soldat. So kam der Deutsche Kaiser leichtem Spieles davon. Aber daß ihm diese kaiserliche Gnade von einer fremdländischen Macht abgerungen werden mußte, das haben die Schlesier nie vergessen.

Nicht nach Wien blickten sie voller Dankbarkeit und Verehrung, sondern nach Norden gingen die Gedanken, dorthin, wo der Große Kurfürst, der deutsche Held und der Befreier der Unterdrückten, seine Augen geschlossen, dorthin, wo sein Enkel, der Soldatenkönig, den ihres Glaubens wegen vertriebenen Salzburgern eine neue Heimat geschenkt hatte, und dorthin nach jenem Herrscherhaus des großen nordischen Reiches, das zum zweiten Male den bedrängten Schlesiern geholfen.

Die alte Landeshauptstadt Schlesiens, die einst mächtige Handelsstadt, die die Brücke nach dem fernen Südosten Europas bildete, sie hatte viel von ihrer wirtschaftlichen Bedeutung eingebüßt. Polen und Rußland überflügelten ihren Handel auf der einen Seite, Leipzig und Prag auf der anderen. Wohl gab es noch reiche Bürger in der Stadt, die der Kaiser zu Wien gegen hohe Gebühren mit prächtigen Adelsbriefen ehrte, wohl schmückten sie ihre alten Häuser mit den hohen schwungvollen Giebeln nach der neuen Mode, aber ihre Handelsbeziehungen hatten sich im Laufe der letzten Jahrzehnte zu drehen begonnen.

Schon ging in der Woche dreimal die Post von Breslau nach Berlin und darüber hinaus nach Hamburg, doch nur einmal wöchentlich ging die direkte Post von Breslau nach Wien und zurück. Die alte große Handelsstadt ist der Sitz der vielen schlesischen Behörden geworden, und die alten Beamtenfamilien aus den Kronländern der Monarchie wetteiferten mit den geistlichen Orden und dem Fürstbischof in der Errichtung von prächtigen Bauten; aber all der Pracht und der hohen Kunst, die sich entfaltet, fehlt die Verbundenheit mit dem schlesischen Volk.

Dem bleibt die Sehnsucht nach einem Landesvater, der sich im Lande wirklich sehen läßt, dem sie ins Auge blicken können mit ihren Nöten und der unter ihnen ist; denn seit den Zeiten, da der Krieg dreißig Jahre über dem Lande hin und her wogte, ist kein deutscher Kaiser mehr in der alten Stadt Breslau eingezogen.

Aber die, die im Namen des Kaisers das Land regierten, bildeten einen abgeschlossenen Kreis und hatten keine Fühlung mit dem Stande, der das Fundament eines Landes ist, dem Bauern. Immer noch lagen Tausende von Bauernstellen in Schlesien wüste, seitdem der große Krieg über die Fluren gegangen war, immer noch hatte der Gutsherr in Schlesien das Recht, seine Bauern zu schlagen. Immer noch mußte der Bauer alles, was er verkaufen wollte, zuerst seiner Gutsherrschaft anbieten, während er selbst gezwungen war, alles das von seinem Gutsherrn mit seinen fargen Groschen einzukaufen, das dieser anderwärts nicht loswurde.

So sah es in Schlesien aus, als in Brandenburg Friedrich Wilhelm I. mit der unerbittlichen Strenge eines gerechten Herrschers regierte, mit der eisernen Pflicht des preussischen Menschen seine Soldaten schulte und mit unnachsichtiger Härte gegen die Beamten vorging, die es wagten, die ihnen anvertrauten Untertanen zu vernachlässigen.

Und wieder hörten die Schlesier auf. Das war ein Monarch, der für seine Untertanen sorgte mit der Liebe und Strenge eines gerechten Hausvaters. Immer wieder richteten sich die Blicke nach dem Norden mit tiefer Sehnsucht im Herzen. Was war vom Kaiser zu Wien noch zu erhoffen? Unnahbar und fern regierte er und kannte die Nöte seiner Untertanen nicht.

In Potsdam hat der preußische Soldatenkönig seine Augen geschlossen und sein achtundzwanzigjähriger Sohn die Nachfolge angetreten. Auch in Schlesien kennt man die traurige Geschichte seiner Jugend und erzählt sich davon, wie der harte Vater des Kronprinzen Freund hatte hinrichten lassen und die junge königliche Hoheit gezwungen hatte, dem blutigen Schauspiele zuzusehen.

Aber auch andere Kunde war von dem merkwürdigen jungen Prinzen über die Grenzen Brandenburgs hinausgedrungen. Dort beginnt ein König die Regentschaft mit der gleichen strengen Gerechtigkeit wie sein Vater. Ganz Eingeweihte erzählen sich, daß der junge König kaum drei Wochen nach seinem Regierungsantritt an die oberste evangelische geistliche Behörde seines Staates auf die Frage, ob die römisch-katholischen Schulen bestehen bleiben sollen, die denkwürdige Randbemerkung geschrieben habe: Die Religionen müssen alle toleriert werden und muß der Fiskus nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch tue, denn hier muß ein jeder nach seiner Fasson selig werden.

Da sich der Oktober des Jahres 1740 seinem Ende zuneigt, kommt aus Wien die Kunde, daß des Kaisers Majestät Karl VI. ohne männliche Erben gestorben sei. Aber er hat es schon 1713 durchgesetzt, daß die österreichischen Lande unteilbar seien und auch Töchter die Erbfolge antreten dürfen.

So besteigt zu Wien die dreiundzwanzigjährige Maria Theresia, die Gemahlin des Großherzogs Franz von Lothringen

und Toskana, den alten Thron ihrer Väter. Der November geht über das Land und man hört von Verhandlungen zwischen dem jungen Preußenkönig und der jungen Kaiserin zu Wien. Der Preuze soll die schlesischen Lande verlangt haben, die nach dem alten Erbvertrage mit dem Aussterben der schlesischen Fürsten an Brandenburg fallen sollten, aber wie war es doch? Hatte nicht einst der König von Böhmen den Vertrag für nichtig erklärt? Hatte nicht auch Brandenburgs Großer Kurfürst noch in seinem Todesjahr auf die schlesischen Ansprüche verzichtet und sich mit dem Kreise Schwiebus begnügt? Wo ist das Recht, fragten die Bedächtigen? Doch die Antwort kam schneller.

Auf der Herbstmesse zu Frankfurt an der Oder hatten schon die Kaufleute die prächtigen Regimenter der Preußen bewundern können, die dort ihre Manöver abhielten und im gleichen Schritt und Tritt mit ihren blauen Monturen, den weißen Samaschen, den sauber gedrehten Zöpfen und den adrett gepuderten Perücken, den blitzblanken Musketen durch die Straßen marschierten, an der Spitze des Zuges die Offiziere mit den blinkenden Spontons.

Als aber die Weihnachtszeit sich naht, da hat der junge König mit seinen Truppen die schlesische Grenze überschritten, und die Kunde davon fliegt wie ein Vogel über das Land und mit ihr eine Ahnung und eine Hoffnung: Von Brandenburg naht die Rettung aus Not und Bedrückung. Die Vorsteher der Glogauer Kirche Zur Hütte Gottes, die draußen vor den Toren sich erhebt, sie schicken auf schnellstem Wege ihre Abgesandten dem Preußenkönige entgegen, damit sie ihn um Schonung für das Gotteshaus anflehen. Bei Krossen treffen sie ihn. Der junge Monarch beugt sich aus dem Fenster seines Reisewagens, blickt die Bittenden mit seinen schönen großen Augen an und sagt mit gewinnendem Lächeln: Ihr seid die ersten Schlesier, die mich um eine Gnade bitten, sie soll Euch gewährt werden.

Neigung. Vor dem Tore harret der Trompeter. In den Sitzungsaal tritt der preußische Offizier und verlangt die Schlüssel der Stadttore. Der Bürgermeister entschuldigt sich, er dürfe und könne sie ihm nicht geben. Dann würde sein König mit der Stadt übel verfahren! Grünberg ist in Gefahr — und der pfiffige Bürgermeister entgegnet:

Hier auf dem Ratstische liegen die Schlüssel. Aber ich werde sie Ihnen unter keinen Umständen geben. Wollen Sie sie selbst nehmen, so kann ich es freilich nicht hindern.

Lachend werden sie genommen, und mit klingendem Spiel zieht der König in die erste schlesische Stadt ein. Der General läßt dem Bürgermeister sagen, er soll sich die Schlüssel wieder abholen lassen; aber der Bürgermeister hat seinen Stolz: Die Schlüssel müssen von den Preußen wieder an Ort und Stelle gebracht werden. Der junge König, dem der ergötzliche Vorfall gemeldet wird, befiehlt, daß die Schlüssel durch ein Kommando Soldaten mit Musik und Trommelschlag feierlich zurückgebracht werden.

In Herrndorf vor Glogau hat der König den Adel und die Stände in sein Quartier beim Herrn vom Berge geladen. Die Gäste sind erfüllt von der königlichen Huld und dem sprühenden Geist des Monarchen. In Glogau liegt nur Pulver, das fünfzig Jahre alt ist, hat er lachend erklärt, hat die Festung blockiert und ist weitergezogen auf Breslau zu. Wochenlang ist der König von Preußen der Gesprächsstoff im Kreise der Schlesier, die ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen.

Wann ist das letztemal ein gekröntes Haupt aus dem Kaiserhause in Schlesien zu Gaste gewesen? Die Menschen können sich nicht daran erinnern. Wohl sind fremde Monarchen mit ihren Truppen durch schlesisches Heimatland marschiert, vor dreißig Jahren der Schwedenkönig Karl, jener merkwürdige Mann im einfachen blauen Soldatenrock, der mit seinen Truppen im Lager schlief; dem die von Sagan und

Freystadt ihre großen und neuen Gnadenkirchen verdanken. Der Zar aller Reußen und die Könige haben vor ihm gezittert, und dann war er plötzlich tot, und keiner weiß, woher die irrende Kugel kam.

Und damals, als der Große Krieg ausbrach, 1618, da war auch zur selben Winterszeit ein Friedrich durch Schlesien geeilt, flüchtigen Fußes, ein evangelischer Fürst, den sie zum Könige von Böhmen ausgerufen und der nur einen Winter lang regiert.

Daß aber des Kaisers römische Majestät bei getreuen Schlesiern zur Herberge gelegen, das ist schon so lange her, daß es keiner mehr weiß. Zu Löwenberg an des Herrn Baltasar Kley' Hause kündet eine steinerne Tafel von Kaiser Rudolfs des Anderem allergnädigstem Besuch aus dem 1577sten Jahre.

Aus den verschneiten Feldern ragen die weißen Festungswälle von Breslau. Fest zugefroren liegt der Stadtgraben. Die stolze alte Stadt hat eine wohlbehütete Tradition: In allen Kämpfen des Kaisers mit seinen Gegnern hat sie sich vor hundert Jahren ihre Freiheit bewahrt. Der Kaiser hat sie nie mit Besatzungstruppen belegt. Nun sollte auf einmal ein kaiserliches Besatzungskorps einrücken und den Dom und die Vorstädte besetzen.

Breslaus Rat verhandelt. Die Bürger aber wollen ihre Wälle selbst schützen. Zweimal schon ist die Volksmenge, geführt von Meister Döblin, dem Schuhmacher, in den Fürstensaal eingedrungen, um die alte Freiheit der Stadt zu bewahren. Indessen waren aus Niederschlesien flüchtige Behörden, Geistliche und Jesuiten in der Stadt angekommen. Die Preußen sind in Schlesien eingerückt. Das Volk aber jubelt insgeheim, und bald ertönt in den Bierstuben der alten Breslauer Kretschamhäuser ein lustig Lied mit dem Kehrreim:

Läßt ihn herein —
eia er ist doch schon hinnen.

Am Silvestertag 1740 sind die Stadttore geschlossen; nur die kleinen Pforten stehen offen. Ist das ein Leben und Treiben: in langen Zügen fahren die Bierknechte das würzige Gebräu auf Handschlitten auf die Dörfer hinaus, wo die „brandenburgischen Völker“ bereits im Quartier liegen; dazu bringen sie Wein, Brot, Wildpret, Fische und Fleisch.

Am Neujahrmorgen werden die Abgesandten des Königs vom Stadtmajor und den städtischen Ausreutern feierlich in die Festung geleitet und die Verhandlungen beginnen. Die Breslauer haben die Wälle bestiegen und sehen dem Aufmarsch der Preußen zu. Tags darauf wurde auf dem Schweidnitzer Anger der förmliche Neutralitätsvertrag abgeschlossen.

Die Straßen Breslaus sind voller Menschen; die Schneeflocken tanzen zur Erde. Da kommen die Bagagewagen, da reiten 36 Mann vom Regiment Gensd'armes mit ihren Trompetern an der Spitze durchs Tor; da kommt der königliche Staatswagen, aber leer, nur ein prächtiger blauer, mit Hermelin gefütterter Mantel liegt ausgebreitet darin.

Da reiten hohe Offiziere, das sind sicher preußische Prinzen, und der dort auf dem Schimmel, der immerfort seinen Hut in der Hand hält und so freundlich grüßt, der mit dem blauen Mantel um die Schultern und dem großen Stern an der Brust auf dem schönen blauen Samtrock mit den Silberborten — das ist der König.

Und die schlesischen Menschen sehen große blaue Augen froh die Menge grüßen. Das ist ein echter König, der mitten unter uns ist, den wir sehen können, der nicht unsichtbar ist, wie des Kaisers Majestät es war oder die Königin von Böhmen und Ungarn, die noch keiner gesehen.

Und dann des Königs Soldaten! Bald wimmelt die Stadt von ihnen, und die Frauenzimmerchen freuen sich der „extra schön galant montierten Leute“, die so adrett sind und sich zu benehmen wissen. Und die Soldaten sagen, daß Breslau eine

„schmucke Stadt“ sei. Der König ist nach der Tafel durch die Straßen geritten und hat geäußert: Breslau sei eine der besten Städte im Reiche, besser als Nürnberg und Danzig.

Aber die höchste allgewaltige Behörde im Lande ist plötzlich weggesetzt. Die Breslauer staunen; doch es ist so.

Der König hat allen Beamten des kaiserlichen Oberamtes die Ordre zugehen lassen, die Stadt binnen 24 Stunden zu verlassen.

Am 5. Januar ist im Redoutensaale der Frau Locatelli Ball. Der junge König eröffnet ihn mit einer der vornehmsten schlesischen Damen. Des Königs Offiziere, der schlesische Adel und die Geistlichkeit füllen den Saal — ein festliches buntes Bild. Da noch die Geigen tönen und die Paare im Tanze sich drehen, ist der König verschwunden, und im Morgenrauen des 6. Januar reitet er an der Spitze seiner Kolonnen auf Oberschlesien zu.

Ohlau und Namslau werden genommen, die Festung Brieg wird eingeschlossen, das starke Neisse wird belagert. An Freund Jordan schreibt er:

Ich melde Deiner Heiterkeit, daß Schlesien so gut wie erobert ist und daß Neisse schon bombardiert wird. Vertreiben Sie sich die Zeit mit dem Horaz ... und erheitern Sie sich dann mit dem Anakreon ... Ich habe zu meinem Vergnügen nichts weiter als Schießscharten, Faszinen und Schanzkörbe. Übrigens bitte ich Gott, er wolle mir bald eine angenehmere und friedliche Beschäftigung und Ihnen Gesundheit, Vergnügen und alles geben, was Ihr Herz nur wünscht.

Das ist die Stimme des jungen, wohlgenutten königlichen Freundes, des glücklichen Siegers, der ein Land ohne Blutvergießen besetzte. Die Truppen beziehen Winterquartiere in Schlesien. Der König eilt nach Berlin zurück, um für den Frühjahrsfeldzug die notwendigen Verstärkungstruppen aufzustellen.

Indessen ging der stille Krieg der Diplomaten weiter. Polen und England, Frankreich und Rußland wollen sich in die Provinzen des Königreichs Preußen teilen; denn dieser junge König mit dem Übermut eines Wahnwitzigen, dieser Störenfried Europas, muß ja untergehen.

Der König aber unterhandelt mit Wien — er hätte sich damals mit der Abtretung des Fürstentums Glogau begnügt, doch Wien lehnt ab. Während Europa nutzlose Zeit mit Verhandlungen vergeudet, anstatt den Krieg vorzubereiten, rüstet der König sein Heer.

Im Februar ist er schon wieder in Schlesien, um die Quartiere seiner Truppen zu besichtigen und das Land kennenzulernen. Zwischen Silberberg und Wartha reitet er mit seinen Husaren. Aber schneller reiten die Panduren. Unter einer steinernen Brücke verborgen entgeht er der Gefangenschaft.

Von den Bergen herab wehen die Frühlingstürme über das schlesische Land. Die Fastenzeit steht vor der Tür. Der Kalender zeigt den 27. Februar 1741. Am Fuße des Reichensteiner Gebirges träumt das stille Zisterzienserkloster von Kamenz. Beim Abt Amandus Fritsch ist Besuch hoher preussischer Offiziere. Überall streifen feindliche Husaren. Da ertönt die Vespertglocke. In feierlichem Zuge begibt sich der Abt mit den Patres in das Chorgestühl; zu seiner Rechten sitzt heute ein fremder Geistlicher im schwarzweißen Kleide der Zisterzienser. Der Gottesdienst beginnt. Plötzlich Pferdetrappel und Lärm im stillen Klosterhof. In die Abteikirche dringen Kroaten ein. Betroffen bleiben die wilden Gestalten vor dem feierlichen Vespertgesang stehen und stehlen sich leise wieder von dannen. Draußen treffen sie einen preussischen Offizier und nehmen ihn gefangen; aber den, den sie suchten, den jungen König von Preußen, fanden sie nicht. Der saß als Geistlicher verkleidet mit dem Abt im Chorgestühl. Der Pater Tobias war auf den klugen Einfall gekommen, den König



Der ‚Veteran von Leuthen‘

auf diese Weise zu verstecken. Der hat ihm diese Treue und Geistesgegenwart nie vergessen. Nach dem Heimgang von Amandus Fritsch wurde Tobias Stusche zum Abt von Kamenz gewählt. Der König hat dem Abt Tobias zahlreiche Beweise seiner Huld gezeigt und stand mit ihm in lebhaftem Briefwechsel.

An seinen getreuen, etwas ängstlichen Minister des Auswärtigen, Grafen von Podewils, aber schreibt er im März:

Beiläufig bemerkt, bin ich zweimal den Anschlägen der österreichischen Husaren entwischt. Sollte mir das Unglück begegnen, lebend gefangen zu werden, so erteile ich Ihnen den gemessenen Befehl, meine Anordnungen in meiner Abwesenheit nicht zu beachten. Ich bin nur König, solange ich frei bin. . . . Sollte ich, so soll meine Leiche nach römischer Art verbrannt und die Asche in einer Urne in Rheinsberg beigeseht werden.

Er selbst aber sagt in der „Geschichte meiner Zeit“: Es war unbesonnen von einem Fürsten, sich mit so geringer Bedeckung in Gefahr zu begeben.

Vor Glogau liegt der Erbprinz Leopold von Dessau im Hauptquartier zu Rauschwitz. Der König hat befohlen, daß den Evangelischen in Schlesien dreißig Geistliche zugewiesen werden. Neun Gemeinden der Umgegend, die Pastoren und Gotteshäuser entbehren, empfangen aus dem Hauptquartier des preußischen Generals ihre Seelsorger; es dürfen aber nur tüchtige, ohnsträfliche, vernünftige und friedfertige Subjekte sein, so hatte des Königs Majestät geschrieben.

Zugleich verbietet er den Evangelischen alle unanständigen Diskurse und Schmähungen, wodurch nicht nur die Lehre des Evangeliums verlästert, sondern auch die nötige Harmonie gestört werde. Den katholischen Schlesiern aber verbietet er bei Androhung seiner höchsten Ungnade, ihre andersgläubigen Landsleute jemals wieder als Ketzer zu bezeichnen.

Um Schlesien ringt ein königlicher Held! —

Was haben Sie für Nachrichten vom Feinde? fragt er als erstes seinen getreuen Feldmarschall Grafen Schwerin. — Keine, außer daß er zerstreut von Ungarn bis Braunau an der Grenze steht.

Bald aber hat sich das Bild geändert. Unter dem Befehl des erfahrenen Grafen Neipperg rückt der Gegner an. Der König zieht schleunigst seine über das ganze Land zerstreuten Truppen zusammen. Am 9. April geht ein Schneesturm über die Ebene von Brieg; am 10. strahlt die Sonne, fußhoch liegt der nasse Schnee. In fünf Kolonnen marschiert Friedrichs Heer. Im Dorfe Mollwitz steht der Feind. Dreißig Schwadronen Oesterreicher stürzen sich auf die zehn Schwadronen der preussischen Kavallerie des rechten Flügels und werfen sie über den Haufen. Ihr Brüder, Preußens Ehre und Eures Königs Leben, mit diesem Rufe führt Friedrich seine geschlagenen Schwadronen von neuem gegen den Feind. Umsonst!

Majestät, die Bataille ist hin, sagt der Feldmarschall. Der König soll das Schlachtfeld verlassen und Verstärkungen herbeiholen. Der ergraute Feldmarschall Schwerin kennt die Stärke der Preußen: die Infanterie! Mit ihr will er die Schlacht retten. Der König reitet nach Oppeln; denn dort stehen ja noch frische Regimenter. Die Nacht bricht an, das Stadttor ist verschlossen.

Wer da?

Preussischer Kurier! — Das Tor bleibt geschlossen. Da fallen Schüsse. Die Stadt ist vom Feinde besetzt. Die Gänge herumgerissen und im tausenden Ritt auf Löwen zu. Der Morgen graut. Ein Offizier kommt auf den König zugesprengt: Der Feind ist geschlagen! Preußens Infanterie hatte Wunder der Tapferkeit getan.

Meine Infanterie sind lauter Cäsars und die Offiziers davon lauter Helden! sprach der König tiefbewegt. In der „Geschichte meiner Zeit“ aber schreibt er von sich selbst:

Noch mehr Tadel als Neipperg verdient der König ... In seinem Heere hatte allein der Feldmarschall Schwerin Verstandnis und Kriegserfahrung. Eigentlich rettete die Preußen nur ihre Tapferkeit und ihre Mannszucht. Mollwitz war die Schule für den König wie für seine Truppen. Der König dachte über alle von ihm begangenen Fehler reiflich nach und suchte sie künftig zu meiden.

Einen Monat vor der siegreichen Schlacht bei Mollwitz war die Festung Glogau in einer halben Stunde im Sturm genommen worden. Nach Mollwitz kapitulierte Brieg ohne Beschiesung. Des Königs Feldlager von Mollwitz und von Strehlen sieht die Gesandten ganz Europas. Bündnisse werden angeboten und abgeschlossen. Das Schicksal des Abendlandes liegt bei jenem jungen merkwürdigen Monarchen, der in seinem Feldlager Zeit findet für die Wissenschaften, die Poesie und die Musik, der an seine Freunde Briefe in Versen und in Prosa verfaßt, die von Laune und Wit sprühen.

In Breslau hatte der Mann aus dem Volke, der Bürger und Handwerker dem Könige von Preußen zugejubelt, aber die alten Adelsfamilien aus des Kaisers Erblanden, die Geistlichen und die Mönche haßten alles, was preußisch hieß. Geheime Sitzungen wurden abgehalten und heimliche Boten gingen zu Neipperg, dem General der Kaiserin; aber der König hatte seine Ohren.

Wie so oft schon wurden die Gesandten der europäischen Staaten, die sich in Breslau aufhielten, wieder einmal in des Königs Feldlager nach Strehlen entboten. Während die letzten Wagen aus dem Ohlauischen Tore rollen, rücken vom Nikolaitore preußische Reiter vor des Herrn Stadtmajors Haus. Der preußische Offizier meldet, daß des Erbprinzen von Dessau Armeekorps freien Durchzug durch Breslau begehre. Die Stadtsoldaten sind ins Gewehr getreten und geleiten den Durchmarsch der Preußen.

Da gibt es einen Aufenthalt: die Straße ist verstopft, die Truppen stauen sich und können nicht aneinander vorüber. In allen Seitenstraßen marschieren plötzlich die preussischen Kolonnen, die Wälle werden besetzt, die Tore gesperrt. Breslau ist preussisch. Das war der Laurentiustag des Jahres 1741, der eine fünfhundert Jahre alte Stadtunabhängigkeit und -freiheit beendete, aber der Landeshauptstadt Schlesiens ein neues Vaterland gab.

Die Breslauer haben viel gesehen in jenen bewegten Tagen. Da steht der Sieger von Mollwitz, Feldmarschall Schwerin, auf der Rathhaustreppe und bringt ein Divat auf den König von Preußen und Herzog in Schlesien aus, und drüben an der ‚Goldenen Krone‘ formiert sich ein Zug von Dragonern und Grenadieren, und der vor ihnen herreitet, wahrhaftig, der wirft aus seinen großen rotsamtenen Beuteln Gold- und Silberstücke unter die Menge. Groß und Klein jubelt und schreit und raust sich um das rollende Glück.

Da der Oktober zu Ende geht, eilt die Kunde nach Breslau, daß Keisse in den Händen der Preußen sei, und vier Tage später fährt der Wagen des Königs mit acht Falben bespannt durch das Schweidnitzer Thor ein; Breslau sieht festliche Tage. Der König hat im Ratsgestühl der Elisabethkirche gegessen und der Predigt des Herrn Kircheninspektors Burg zugehört. Der hat vorher die Order erhalten, ja hübsch beim Evangelium zu bleiben und keine Lobeserhebungen zu machen.

Auf dem Ring an der Sieben-Kurfürsten-Seite ist Parade, und abends ist wieder einmal wie im Januar vor einem Jahre in Frau Locatellis Redoutensaal ein glänzender Maskenball. Die neue Woche geht an und mit ihr sind frische Truppen in die Stadt eingezogen. Sieberhaft wird im alten Fürstensaale des Rathhauses an der Ausschmückung gearbeitet, denn morgen sollen Schlesiens Stände dem Könige von Preußen huldigen. Der alte Kaiserthron wird neu hergerichtet und den Doppel-

adler, der darauf gestickt war, haben sie zu einem einköpfigen preussischen gemacht und ihn mit des Königs Namenszug versehen.

Auf dem Ring drängt sich die Menge und betrachtet den endlosen Zug, der sich zur Huldigung nach dem Rathause begibt. Vor dem Thronessel steht der junge König im blauen Rock. Kniend leisten der Dompropst und die Vertreter des Domkapitels den Lehneid, nach ihnen sprechen die Standesherrn und die Abgeordneten der Städte stehend den Untertaneneid. Aber das Reichsschwert des Königreichs Preußen ist nicht zur Stelle. Da zieht der König den Degen, mit dem er Schlesien erobert hat, reicht ihn dem Feldmarschall Schwerin, und auf des Königs Degen wird der Eid geleistet.

Auf den Straßen erzählen sich die Bürger, daß der König das altherkömmliche Geschenk der Stände von hunderttausend Talern abgewiesen habe, weil er dem Lande keine unnützen Kosten machen wolle. Auch sind keine Kanonenschüsse abgefeuert worden, denn der König habe gesagt, man solle nicht das Pulver unnütz verschiefen.

Der Abend sinkt herab, die ganze Stadt ist festlich erleuchtet. Unter dem Gabeljürgen auf dem Neumarkt wogt die freudig erregte Menge und bestaunt den mächtigen Ochsen, der sich am Spieße dreht, und blickt immer wieder auf die Gänse und Hühner und Enten, die zu einem Namenszug *FR* auf der einen Seite und dem alten Breslauer Wappenbuchstaben *W* auf der anderen Seite zusammengesetzt aus dem Ochsenleibe herausgucken.

Die Festtage von Breslau sind vorüber, der König ist nach Berlin abgereist. Wohl gehen die Truppen in Winterquartiere, aber der Kampf um Schlesien geht weiter. Kaum hatte der König die Vermählung seines Bruders, des Prinzen August-Wilhelm, gefeiert, da war er schon wieder in Dresden, rang am Verhandlungstische dem mächtigen Grafen Brühl und

seinem schwachen Könige August Truppen und Geld ab und zwang ihnen seinen Willen auf.

In Schlesien aber geht der Kleinrieg weiter, und die schnellen Panduren und Kroaten streifen zwischen den preussischen Truppen durch die Lande. Als der Frühling kommt, fällt die stolze Festung Glatz, und die Grafschaft huldigt dem König, und als der Mai über das böhmische Land zog, da beendete der Sieg von Czaslau das erste Ringen um Schlesien. Zu Breslau verhandeln des Königs Minister, Graf Podewils, und der englische Gesandte; am elften Juni unterzeichnen die beiden Bevollmächtigten das Friedenstraktat. Schlesien und die Grafschaft Glatz werden preussisch.

Zu Berlin wird feierlich am 30. Juni der Friede ausgerufen, ein Herold reitet prächtig geschmückt mit einem Friedenszepter in der Hand an der Spitze der Trompeter. Am französischen Hofe ist die Nachricht wie ein Blitz eingeschlagen, die stolzesten Pläne sind vereitelt; der alte Kardinal Fleury, der große Gegenspieler Friedrichs, bricht in Tränen ohnmächtiger Wut aus. Zu Schönbrunn aber klagt die junge Kaiserin um den schönsten Edelstein, der aus ihrer Krone gebrochen ward, und ihre Augen füllen sich mit Tränen, so oft sie einen Schlesier erblickt.

Im Herbst ist der König schon wieder in seiner neuerobernten Provinz und schreibt am 27. September 1742 aus Breslau: Ich habe in acht Tagen mehr Geschäfte abgemacht, als die Kommissionen des Hauses Oesterreich in acht Jahren, und beinahe alles ist mir glücklich vonstatten gegangen.

Zu Neisse hat der König mit silberner Kelle und Hammer den Grundstein zum Fort Preußen gelegt. Und auf der Festung Glatz wird das alte Werk von vielen hundert fleißigen Händen ausgebaut. Die frommen Glatzer sehen mit Staunen, daß auf der Plattform des gedrungenen Festungsturmes das Standbild des heiligen Nepomuk aufgerichtet wird. Die Festungsbauer haben das steinerne Bild so aufgestellt, daß es mit dem

Gesicht nach dem Paß von Wartha blickt, der die Grasschaft mit Schlesien verbindet. Als aber der König Glatz besucht, da meint er, der Heilige müsse auf das Land schauen, aus dem er stammt, und der Nepomuk auf dem Donjon wird von neuem aufgestellt und blickt hinüber in sein böhmisches Heimatland. Unten aber in der Festung wächst ein preußischer Bau nach dem anderen und gibt einem ganzen Straßenzug sein neues Antlitz.

In Oberschlesien ist sogar eine ganz neue Festung gebaut worden: Cosel, mit mächtigen Sternschanzen und Redouten; die alte Pfaffenresidenz Brieg wird zur Festung ausgebaut und im alten Schloß der Herzöge lagern die Vorräte für des Königs Heer.

Zu Groß-Glogau am Oberstrome in Niederschlesien werden die alten Festungswerke mächtig erweitert, die Proviant- und Zeughäuser wachsen aus der Erde und künden mit ihren großen gußeisernen Inschriften den Zweck ihrer Bestimmung an. Das sind die nüchternen Bauten für des Königs Soldaten.

Auf den Dörfern aber rüsten allenthalben die Zimmerleute die neuen turmlosen Fachwerkkirchen für die Evangelischen. Der König hat bestimmt, daß sie ganz schlicht und ohne große Kosten zu errichten seien, denn der Staat hat ohnehin genug für die Besoldung der Pastoren in einhundertzweiundsiebzig neuen Gemeinden aufzubringen. In den Schreibstuben der schlesischen Kriegs- und Domänenkammern wird in einem ganz anderen Tempo gearbeitet als zu den Zeiten, da die schwerfällige Maschine des kaiserlichen Oberamtes zu Breslau sich knarrend drehte. Heut gibt es kein Ausruhen mehr. Immer wieder kommen neue Verordnungen, Edikte und königlich-preußische Patente von Potsdam und Berlin. Die Geistlichen haben nach den Predigten die Pflicht, die Ermahnungen des Königs von der Kanzel abzulesen.

Da hören die Kirchenbesucher, daß der König ein für allemal den Glückstöpfern und Riemenstechern das Ausstehen auf den

Jahrmärkten verbietet; das sind die Leute, die den Marktbesuchern durch ihre betrügerischen Griffe das Geld ablocken und mit ihren Lotterien Unheil anrichten. Im Frühjahr steht an den Thoren und Thüren der königlichen Getreide- und Fouragemagazine ein Edikt wider das Stehlen und die Untreue, und der Herr Pastor liest von der Kanzel, daß der, der beim Getreideeinkauf Geld annimmt oder gar Geschenke, mit fünf Jahren Festungsarbeit oder, wenn der Schaden mehr als hundert Thaler beträgt, mit zwanzigjähriger Arbeit an der Karre bestraft wird.

Bald sollte der König seine Fouragemagazine für sein Heer wieder gebrauchen. Die Kaiserin hatte sich ihrer Feinde erwehrt, Frankreich war aufs Haupt geschlagen, Preußen war ja durch den Breslauer Frieden aus dem Bündnis gegen Österreich ausgeschieden, Sachsen schickte sich an, umzuschwenken und sich Österreich anzuschließen, und gegen die Bayern standen Maria Theresias getreue Ungarn.

Der König kam der Gefahr zuvor, die seiner neuen Provinz drohte, und eröffnete im August 1744 den zweiten Feldzug um Schlesien. Diesmal traf der Krieg unsere Heimat härter. Das ganze Jahr stand der König in Böhmen, aber nach der Eroberung von Prag nahm der Feldzug für die Preußen eine böse Wendung. Der Feind drängt den König, ohne eine Schlacht anzunehmen, aus Böhmen hinaus, die Soldaten der preussischen Regimenter desertieren massenhaft, der Rest bezieht Winterquartiere in Schlesien, und die Freischärler aus dem kaiserlichen Heere, Panduren und Kroaten, dringen weit in das Herzogtum Schlesien und haufen unter den preussischen Schlesiern, die ihr neues Vaterland und ihren jungen König lieben, wie einst im großen Glaubenskriege.

Der Hof von Wien aber ist unermüdllich tätig, den Schlesiern in Wort und Schrift und heimlichen Zuschriften beizubringen, daß dieses Land und insbesondere die fromme Grafschaft Glatz

der Kaiserin gewaltsam und heimtückisch abgerungen worden sei. Die brandenburgischen Kriegsvölker seien die Feinde der getreuen Schlesier, die noch einmal von ihrer landesmütterlichen Gnade reich belohnt werden würden.

Der König aber ermahnt sämtliche Stände und Untertanen des Herzogtums und der Grafschaft Glatz, sich nicht durch die aufrührerischen Einblasungen des Wiener Hofes irremachen zu lassen, sondern in der pflichtschuldigen Treue unveränderlich zu beharren.

Zur gleichen Zeit wird in allen Garnisonen, in großen und kleinen Städten und auf dem platten Lande in Schlesien der Generalpardon für die aus der Armee entwichenen Deserteure angeschlagen und von den Kanzeln verlesen. Die Deserteure sollen wieder ehrlich gemacht werden, selbst wenn ihre Namen schon an den Galgen geschlagen worden sind. Sie sollen keine Strafe noch irgend einen Nachteil erdulden, wenn sie binnen sechs Monaten freiwillig wiederkommen. Sie sollen sogar sofort sechs Thaler zu neuem Handgeld empfangen.

An der kleinen Landungsbrücke des Berliner Schlosses liegt an einem Frühlingsabend des Jahres 1745 ein handfester Kahn. Die Nacht ist niedergesunken; aus einigen Fenstern nach dem Wasser zu schimmert spärliches Licht. Soldaten schleppen eifrig schwere Gegenstände und verstauen sie im Kahn. Der gleitet still die Spree hinab und legt bei der königlichen Münze an. Der Kriegsschatz ist beinahe aufgebraucht, und der König hat befohlen, das alte Silbergerät des Hauses Brandenburg einzuschmelzen.

Um Schlesien ringt ein Held.





enige Monate später stand der König auf der Anhöhe der Ritterberge bei Striegau. Seine Armee war durch Gebüsch und Hügel gedeckt. Die sommerliche Landschaft lag wie im tiefen Frieden. Lange hat der König auf dem Berge gehalten.

Da erblickt er drüben auf den Höhen des Gebirgswalles, der Schlesien von Böhmen trennt, eine Staubwolke, die in die Ebene vorrückt, und als der Staub sank, sah er das gesamte österreichische Heer, das in acht mächtigen Kolonnen in das schlesische Land hinabstieg. Um acht Uhr abends wird die Armee in Bewegung gesetzt, um zwei Uhr nachts werden die Dispositionen zur Schlacht gegeben, und ehe noch die Sonne im Zenit stand, war der glorreiche Sieg von Hohenfriedeberg errungen. Der König selbst hat mit drei Bataillonen eine österreichische Batterie erobert. Unsterblichen Ruhm aber hesteten Bayreuths Dragoner an ihre Standarten. General Geßler konnte dem Könige am Eingang vom Park zu Rohustock sechsundsechzig erbeutete Fahnen vorführen. Die Fahne des Regiments Feldmarschall von Daun war in der Schlacht untergegangen.

Das war die dritte Entscheidungsschlacht um den Besitz von Schlesien, aber nicht die letzte. Wenn die Fürsten um Provinzen spielen, bilden die Untertanen den Einsatz, so schrieb der König in der Geschichte seiner Zeit. Und er fährt fort: Durch List wurde die Schlacht vorbereitet, aber durch Tapferkeit gewonnen. Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als Preußen auf einer solchen Armee.

Ja, es war nicht die letzte Entscheidungsschlacht. Bei Soor hätte den König beinahe das gleiche Schicksal ereilt, das er dem

Prinzen Karl von Lothringen bei Hohenfriedeberg bereitete; und nur ein glücklicher Zufall wendete drohende Vernichtung und wandelte Niederlage in Sieg.

Als die erbeuteten Fahnen von Hohenfriedeberg und Soor am 8. November in der Garnisonkirche von Potsdam aufgehängt wurden, ereilte den König die Kunde von neuer, verderbenkündender Bedrohung. Friedrich kommt seinen Feinden zuvor, Zieten zersprengt die Sachsen bei Katholisch-Hennersdorf, und der alte Dessauer macht sein wochenlanges Zögern, mit dem er den König fast zur Verzweiflung getrieben hatte, durch den Sieg bei Kesselsdorf wieder gut.

Und wie er den feindlichen Armeen in diesem Winterfeldzug zuvorgekommen, so errang er am Verhandlungstische zu Dresden den Frieden durch Schnelligkeit, ehe noch der Bote der Kaiserin eintraf, der den Widerruf ihrer Friedensbereitschaft bringen sollte.

An seinen treuen Fredersdorf schreibt er am Weihnachtstage aus Dresden:

Mohntag gehe ich von hier ab und Dienstag, als d. 28. ten, bin ich ganz gewisse in Berlin. Heute ist der Friede unterschrieben. d. 28. Mitags esse ich bei meinem Bruder in Wusterhausen, umb 4 oder 5 nachmittags werde ich wohl in Berlin Seindt. den abendt esse ich zuhause, d. 30. ten gehe ich nachr Potsdam.

An jenem 28. Dezember tönte zum ersten Male durch die Straßen Berlins vielhundertfältig der Ruf: Es lebe Friedrich der Große!

Noch einmal nimmt der König den Weg durch die jubelnde Stadt, aber es gilt nicht, sich dem Volke zu zeigen; der dreiunddreißigjährige Monarch nimmt Abschied von seinem sterbenden alten Lehrer Duhan.

Die Friedensarbeit beginnt.

Jahr um Jahr rollt des Königs Reisewagen die schlesischen Straßen entlang. Die Städter und die Bauern stehen vor ihren

Haustüren und können ihrem Landesvater ins Antlitz schauen. In der kleinen Stadt macht er halt und zeichnet die Breite einer neuen Straße, die angelegt werden soll, in den Sand. Dann hält er vor der neuerbauten Kolonie der mährischen Brüder, der fleißigen, tüchtigen Leute aus Sachsen, die der Graf Zinzendorf unter seinen Schutz genommen hat. Der König hat sie in Schlesien willkommen geheißen und ihnen freie und ungehinderte Ausübung ihres evangelischen Bekenntnisses zugesichert.

Die Druckereien im schlesischen Lande bekommen Monat für Monat neue Arbeit. Da müssen die Patente der Kriegs- und Domänenkammern gedruckt werden, die nach dem gewonnenen Kriege noch einmal den Deserturen völligen Pardon gewähren, wenn sie sich bei den Truppen wiederefinden. Aber kaum ein Vierteljahr später erscheint schon die neue Verordnung, welchergestalt den Entlaufenen nunmehr nachgesehen werden soll und wie sie anzuhalten sind. Wenn aber Weibslente des Königs Soldaten zur Desertion verführen, dann sollen sie ohne einige Gnade an dem Diebsgalgen aufgehängt werden; denn der König braucht für die neue Provinz jeden Mann.

Fünfunddreißigtausend liegen in Schlesien. Längst konnten die Kasernen diese Truppenanzahl nicht fassen. Sie werden in Bürgerquartiere gelegt, und jedes Haus in Schlesien hat eine Steuer für die Einquartierungslasten aufzubringen. Die Beamten zahlen ein Prozent ihres Einkommens für des Königs Soldaten.

Unermülich wacht Friedrich über Manneszucht und Schlagfertigkeit seines schlesischen Heeres. Da ergehen immer wieder neue Erlasse gegen das verfluchte Hasardspiel. Da erscheint das Patent wider die unerlaubten Schulden derer Offiziers und die allzu schändlichen und ungleichen Heiraten derer von Adel.

Die Schlesier aber, die sich den Studien widmen, werden aufs ernstlichste angehalten, nur auf einheimischen Schulen und Universitäten zu studieren, widrigensfalls sie in Seiner königlichen Majestät Landen keine Beförderung erhoffen sollen.

Die Bettler und das läuderliche Gesindel soll ganz und gar ausgerottet werden wie die Sperlinge, aber der Große König hat den Krieg gegen die frechen Späßen nicht gewonnen, trotzdem er Prämien auf ihre Köpfe aussetzte.

Die Lage der Dörfer in Schlesien ist verzweifelt. Den Bauern muß geholfen werden; das ist eine der vornehmlichsten Sorgen des Königs. Die Spangelder werden erleichtert und die Steuern werden auf alle Schultern gelegt. Keiner konnte sich fortan der allgemeinen Beitragspflicht dem Staate gegenüber entziehen.

Der schlesische Handel mußte besonders behütet und geschützt werden. Das große Hinterland Oesterreich und Ungarn war ja der schlesischen Wirtschaft verlorengegangen, die alte Handelsstadt Breslau wurde den großen Städten im Königreich Preußen Stettin, Frankfurt und Magdeburg gleichgestellt. Es gab keine Zollgrenzen mehr zwischen den anderen preussischen Provinzen.

In Hirschberg hat der König gegenüber der Gnadenkirche sein Quartier genommen und mit Staunen die reichgeschmückten letzten Ruhestätten der alten wohlhabenden Schleierleinenhändler betrachtet.

Sie haben im Tode bessere Wohnungen wie ich jemals im Leben, hat er gemeint. Ihr Reichtum aber ist im Schwinden, der Absatz stößt und die vielen Spinner und Leineweber im Hirschberger Tal werden schlecht bezahlt. Da hat der König ein Jahr nach dem Breslauer Frieden schon ein Magazin in Hirschberg bauen lassen, damit den armen Webern in teuren Notzeiten mit Getreide geholfen werden kann.

Aus Sachsen hat er die fleißigen Damastweber nach Schlesien bringen lassen. Aus ihren Webstuben sind die prächtigen grünen, blauen und roten Decken in die Verkaufsläden gekommen, und die Schlesier kaufen sich die schöngewirkten Stücke, darauf der König und die Kaiserin abgebildet sind, wie sie den Frieden schließen.

Die Stadt Schmiedeberg hat er aus den Fesseln ihrer Grundherrin befreit, und als die alte Leinenstadt gar abbrannte, da hat er sie aus eigenen Mitteln wiederaufgebaut und befohlen, daß in allen Gotteshäusern seines Reiches für sie gesammelt wurde.

Wohin die Schlesier auch blickten, überall nahmen sie des Königs Arbeit für ihr Land wahr. Die alten krummen, oft grundlosen Straßen werden befestigt; steinerne Brücken ersetzen die unsicheren hölzernen Laufstege, und Knüppeldämme zu bauen wird ein für allemal verboten.

Tief im oberschlesischen Walde hat der König eine Eisenhütte anlegen lassen. Dort werden jahraus jahrein Geschütze und Kugeln gegossen. In Proskau hat er eine Steingutfabrik übernommen, und das wohlfeile Geschirrwird in ganz Schlessien gern gekauft, denn nicht jeder kann sich das kostbare Porzellan aus des Königs Berliner Manufaktur leisten.

In Breslau ist in seinem Palais, das nahe den Festungswerken gelegen ist und dessen Garten sich bis zum Wall am Schweidnitzer Tore erstreckt, der alte Baron Spätgen gestorben.

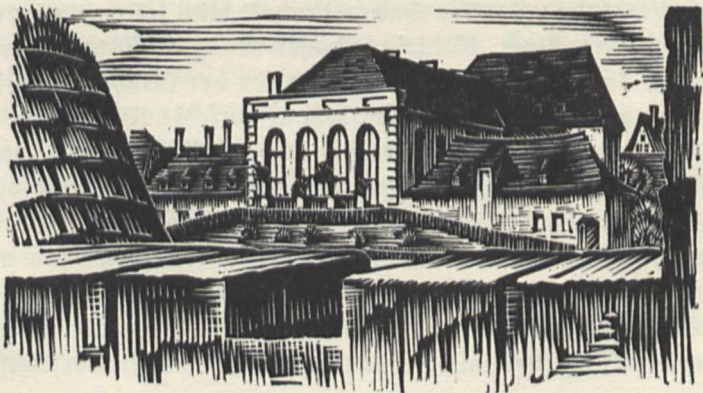
Schon lange hatte der König ein Auge auf das stattliche Haus geworfen, aber sein Besitzer wollte es nicht hergeben. Mit seinen Erben kommt der Kauf zustande; acht Tage später schon ist der König in Breslau und baut an das stattliche Palais ein einfaches, langgestrecktes Haus. Noch ist kein Jahr vergangen, da ist es unter Dach. Mit seinen hohen rundgewölbten Fenstern blickt es hinüber nach dem Klostergarten der Minoriten. Vier Fenster der Schmalseite gehen hinaus auf die Wälle.

Aus Potsdam hat der König seinen Stukkateur und seinen Holzbildhauer kommen lassen, der die Räume schmückt; doch es ist nicht mehr die heitere Pracht seines geliebten Weinberghauses zu Potsdam, die sich in Breslau entfaltet. Sparsam und verhalten ist der Schmuck der neuen Räume, nur der Meister Dubousson erhält 500 Thaler für die Bilder an den Wänden und über den Türen, und im Schreiberhauer Tale arbeitet der Meister

Kleinert in seiner Schleiferei fleißig an den vier Kronleuchtern, die der König für sein neues Breslauer Heim bestellt hat.

Die kostbaren Stücke aber, die Potsdam und Sanssouci zieren, das schöne Schränkchen, das der König einst in Paris kaufte, und den prächtigen Eßschrank aus dem Stadtschloß läßt der sparsame Hausherr für den zehnten Teil des Geldes kopieren, was das Original einst kostete. Aber alles andere, was zum Hause gehört, fertigen die Breslauer Handwerker. Als der König zum ersten Male in seinem neuen Hause übernachtet, da sind vier Räume für ihn fertig, die Bibliothek und sein Schreibzimmer, das Schlafzimmer und der kleine Musiksaal.

Mancher schlesische Adlige bewohnte stattlichere Schlösser als der König von Preußen im Breslauer Hause am Wall. Auch der Baron Mudrach hat sein altes Wasserchloß an der Weistritz im gleichen Jahre ganz neu ausbauen lassen. Das mächtige Dach ragt hoch über die Häuser von Lissa, die runden Erkertürme an den Ecken sind unter das schützende Dach eingezogen. Vor der Einfahrt auf dem Platze steht die prächtige Mariensäule, die vor zwanzig Jahren geweiht wurde und die auf die brandenburgischen Völker herniederbläute, als sie vor zehn Jahren das erstemal auf der Landstraße nach Breslau zu an ihr vorüberzogen.



Herbstgang über das Leuthener Feld



Die Mutter Hübner hat ihre schwere Hude auf dem Steinfranz unter der Mariensäule abgesetzt und verschnauft ein wenig. Sie hat die bunte Last der Haubenbänder, der Gold- und Silberborten für die Tressenkappen und Brauthauben wohl geordnet und hat schon manches Stück gut verkauft.

Beim Wassermüller in Goldschmieden ist sie gewesen und in Lissa hat sie in manchem Hause ihre Ware untergebracht. Die Zeiten sind zwar unruhig, denn schon wieder steht der König im Felde, und wer weiß, was die kommenden Wochen alles bringen werden. Sollen die guten Friedensjahre für immer vorüber sein?

Wie oft ist sie auf ihren weiten Wegen durch die schlesischen Dörfer den Preußen begegnet, den schmutzen Soldaten, die ihr niemals ein Leid angetan, die den Bauern geschont und nicht ein Stück Vieh genommen und alles bei Heller und Pfennig bezahlten, was sie brauchten. Ja, der Bauer hat wieder Geld, das merkt die Mutter Hübner genau, wenn die Frauen bei ihr die Tücher nach dem neuen Muster kaufen und die Brauttappen bestellen für die Hochzeit in der Familie. Soll das alles nun aufhören? Das wäre ein harter Schlag für sie und die Ihrigen, die zu Hause auf jeden Groschen warten. Seit vier Wochen liegen schon wieder einmal die Soldaten der Kaiserin in einem großen Lager bei Lissa. Das bringt viel Leben, aber auch viel Last. Da versteckt der Bauer lieber sein Geld im Topf unter dem Herd, anstatt daß er einkauft.

So geht sie in Gedanken versunken durch den Lissaer Wald nach Saara. Beim Kretschmer versucht sie zuerst ihr Glück.

Dort ist immer Leben, und wo Leben ist, da ist auch Geld; dort hört man immer wieder etwas, denn dort halten die Fuhrknechte an, ehe sie nach Lissa weiterfahren.

Wo mag unser allergnädigster König nur sein, das ist immer wieder die Frage, die die Ankommenden in der Gaststube einander stellen.

Ach, daß sie ihm gar keine Ruhe lassen, dem guten Könige, der uns so viel geholfen hat! Der den Handwerkern Arbeit gegeben, als die Kasernen und die großen Magazine gebaut wurden, der dem Bauern sein Getreide Jahr für Jahr abnimmt und der dafür gesorgt hat, daß jeder das Seine für den Staat bezahlt, daß keiner befreit bleibt und nicht bloß die Armen die Lasten tragen.

Wie oft haben sie ihn gesehen, wenn er in seinem Reisewagen ankam, nur ein paar Augenblicke verweilte, bis die Pferde gewechselt waren, und keinen noch so kurzen Aufenthalt vorübergehen ließ, ohne mit allen zu sprechen, die etwas von ihm erbaten.

Da stand in Neumarkt immer der Landrat an des Königs Wagenschlag und mußte ihm berichten, da hat er sich die neuen Bauernstellen angesehen und die Straßenarbeiten, und nichts ist ihm schnell genug gegangen. Was hat er doch gesagt?

Um zu leben, arbeite ich viel, denn nichts ist dem Tode so ähnlich wie Müßiggang.

Soll das alles umsonst getan sein, soll das alles wieder vernichtet werden, was der König von Preußen für unser Land geschaffen?

Wie war es doch damals vor zwanzig Jahren? Da lag Müdigkeit über dem ganzen Lande. Keiner wollte etwas wagen und beginnen, denn keine Obrigkeit war da, die sich mit Sorgfalt und Eifer des Landes annahm. War es nicht so, als ob das ganze Land im Todeschlaf lag, daß nur die Großen lebten und die Kleinen trostlos ihre Tage zubrachten?

Wie war das in den zehn Jahren des Friedens anders geworden: Der König hat wirklich das Wort wahr gemacht, das man sich von ihm erzählt:

Laßt uns leben und Leben fördern!

Und nun soll alles das wieder vernichtet werden?

Durch die Höfe von Saara ist die alte Hübnern von Tür zu Tür gegangen, aber die Frauen sind nicht mit dem Einkauf bei der Hand. Wer weiß, was die nächsten Wochen alles bringen! Wenn auch die Ernte gut war, wer weiß, wer sie verzehren wird, wer weiß, was der Steuereinnnehmer noch alles verlangen wird in den Kriegsläufen.

Mutter Hübnern macht sich auf den Weg, denn sie muß heute noch ein großes Pensum fertigbringen. Sie will ja noch bis Borne auf der Landstraße gegen Neumarkt zu, und die Dörfer am Wege, Haus bei Haus, besuchen. Und dann will sie die Feldwege entlang gehen, über Radardorf und Lobetin3, und wenn das Glück gut ist, will sie in Leuthen zur Nacht bleiben und am kommenden Morgen über Sagschütz und Gohlau, Arnoldsühle und Rathen nach Hause kommen.

Wacker schreitet sie die Landstraße entlang auf Frobeltwitz zu. Beim Windmüller linker Hand von der Straße auf dem Breslauer Berg wird sie einkehren, das ist ihr guter, alter Bekannter. Vielleicht nimmt die Frau ihr etwas für die Töchter ab, denn dem Windmüller geht's gut. Die Hude hat sie auf der Bank abgesetzt und zeigt der Müllersfrau die neuen Stücke ihrer guten Ware. Sonst hat sie ihr immer gleich ein paar Tücher und auch Bänder abgekauft, aber heute ist sie froh, daß sie ihr ein Stück wohlfeilen Kattun abnimmt.

Vor ein paar Tagen erst, erzählt der Müller, hat er von ferne Kanonendonner gehört. Es muß bei Parckwitz gewesen sein. Und die Alte erwidert, daß auch in Lissa viel Militär liegt, aber diesmal sind es die Österreicher. Die Preußen sollen in Breslau sein, soviel weiß man, und nach Schweidnitz

kann man auch nicht mehr durch, denn das sollen die Österreicher wieder belagern. Wenn sie nur nicht gerade bei uns aneinander geraten, und endlich wieder Ruhe im Lande würde.

Die Windmühle dreht fleißig ihre großen Flügel; sinnenden Auges schaut die Mutter Hühnern über die braune Ackerfrolle, aus der die junge Winterfaat aussprießt. Am Mühlberg vorbei führt der Feldweg mit den Kopfweiden und den Schappappeln auf Leuthen zu. Über die niedrigen Häuser des Dorfes ragt der hohe Giebel der alten Kirche mit dem zierlichen zweimal durchsichtigen Turm. Dicht daneben schimmert der Bau der neuen Kirche, mit den sauberen weißen Wänden und dem schönen schwarzen Gebälk; der König hat sie den Evangelischen aufzurichten gestattet.

Was wird das nächste Frühjahr bringen, denkt die Alte, und der kommende Sommer. Wenn nur die Ernte wieder gut wird. Wasser gibt es ja genug bei uns. Ihre Blicke gleiten über die Erlenreihen und die Weidenbüsche, die zwischen den Feldern den Lauf des Priegswasser säumen. Da glitzert der große und der kleine See links vom Schmiedeberge; der ragt wie eine kleine Insel mit seinen niedrigen Kiefern und den Ginsterbüschen aus der Ackerflur auf. Hinter ihm dehnt sich die Reihe der anderen kleinen Kuppen, und dort hinten liegt Borne versteckt.

Da muß sie ja heute noch hin. Sie beeilt sich, nach Frobelwitz hinunter zu gehen. In der Dorfmitte, wo sich die Wege von Lissa nach Heidau und von Leuthen nach Nipporn kreuzen, wird in der Wirtschaft das Haus neu aufgebaut, das abgebrannt ist. Die Handwerker sind dabei, über den wohl- ausgetrockneten Lehmestrich einen neuartigen feuer sichereren aufzutragen aus Gips, Sand, Ziegelmehl und feingestossenem Eisenstein. Das Rezept haben sie vom Herrn Landrat bekommen. Alle neuen Häuser müssen so gesichert werden, hat

der König befohlen, damit die schlimmen Brände aufhören, die die schlesischen Dörfer so oft in Asche legten.

Zu Mittag ist die Alte in Heidau. Am Schönberge zur Linken des Dorfes weidet die große Schafherde. Die Wolle ist dies Jahr gut geraten. Der König hat dafür gesorgt, daß keine fremde Wolle nach Schlesien hereinkommt. Wenn nur die Zeiten wieder ruhiger werden, und der Breslauer Wollmarkt auf offenen Straßen beschickt werden kann.

Heidau ist königliche Domäne und der Pächter muß das Pachtgeld pünktlich an die Breslauer Kriegs- und Domänenkammer abführen.

Nun geht's noch ein ganzes Stück auf der großen Landstraße entlang bis Borne. Von Haus zu Haus geht die fleißige Alte. Am steinernen Dorfkirchlein, das am Teiche liegt, führt sie der Weg vorbei. Nun ist das halbe Tagewerk getan, die Sonne steht über den Dächern und will noch einmal so recht freundlich scheinen, denn der Oktober ist vorüber und bald kommen die grauen Novembertage. Das war ein gesegneter Sommer und ein langer Herbst in diesem Jahre.

Am Feldraine blühen noch einmal die Kornblumen, dort, wo der Acker noch nicht umgeworfen worden ist. Die Mutter Hühnern geht auf dem stillen Feldwege an dem sonnigen Spätherbsttage entlang, nun sind die Hügel, die sie vom Breslauer Berge bei Frobelwitz in der Ferne gesehen, zu ihrer Linken; es ist ordentlich warm geworden, denn der Wind hat sich gelegt und hinter den Hügeln ist es ganz stille. Nur die braunen Büschel vom trockenen Schilf am Radaxsee, so nennen die Leute ja das kleine Wasserloch, bewegen sich leise.

Und nun geht es wieder ein Stück bergan, und bald hat die rüstige Mutter Hühnern Radaxdorf erreicht, dort, wo sich fünf Feldwege bei den ersten Häusern treffen. Sie muß sich sputen, ihre Ware unterzubringen, denn jeder ihrer alten Bekannten fragt, was es Neues gibt in Lissa, wo jetzt wieder so

viele Soldaten sein sollen. Und ob sie gar etwas aus Breslau gehört habe. Aber da kann ja kein Mensch hin, denn zwischen Breslau und Lissa stehen die Preußen unter dem Herzog von Bayern.

Wo mag bloß der König sein, seit er in Böhmen bei Kolin das Unglück gehabt hat? Die einen meinen, er sei mit seiner Armee tief im Reiche, noch hinter Sachsen. Da stehen die Franzosen im Lande, und das Reichsheer sei gegen ihn aufgeboden worden. So hat einer erzählt, der vorige Woche Reisende an der großen Poststraße gesprochen hat.

Doch Mutter Hübner muß weiter. Sie will noch hinauf nach Lobetin3, und ehe die Dunkelheit kommt, muß sie ja noch in Leuthen sein. In Lobetin3 ist sie bald fertig mit ihren Geschäften, nur noch auf den Wachtberg muß sie hinauf zum Windmüller, denn das sind immer ihre guten Kunden.

Jedesmal, wenn sie mit ihren Gängen durch das Dorf fertig ist, macht sie hier oben eine Rast und überschaut noch einmal den weiten Weg, den sie zurückgelegt hat. Nirgends in der ganzen Gegend kann man so weit über das Land sehen wie von hier oben. Hinter den Kiefernbüschen zur Rechten liegt Sagschütz. Da will sie morgen von Leuthen aus herüber. Und noch ein Stück weiter über den Kaulbusch weg kann man die ersten Häuser von Gohlau sehen. Dahinter liegen die fernen blauen Wälder, die an der Weistritz entlang über Rathen und Klein Heidau sich bis Lissa erstrecken.

In der Mitte dort, wo das weite Feld sich dehnt, liegt das Ziel ihrer heutigen Reise: Leuthen. Nu bin ich wirklich ganz in der Runde herumgegangen, vom Breslauer Berge bei Grobelwitz hätte ich's näher gehabt, aber so hat sich's doch verlohnt, daß ich die fünf Dörfer abgelaufen bin.

Der Windmüller von Lobetin3 will auch von ihr eine Neuigkeit wissen, aber sie kann ihm auch nicht mehr sagen, als was sie von den anderen gehört hat. Vielleicht weiß der Herr

Pastor in Leuthen etwas Neues, der gute freundliche Mann, bei dem sie sich immer ausruht. Die Frau Pastorin gibt ihr jedesmal eine Suppe; die kennt sie ja schon lange. Die Dämmerung ist hereingebrochen, als sie von Lobetinz herabwandert und unter den Eichen und Erlen des Radardorfer Goys dahinschreitet. Nun ist's nicht mehr weit. Zur Linken kommt der Weg von Radardorf, die Sonne ist längst hinter dem Butterberge bei der Schäferei verschwunden, und da schimmern schon die Lichter der ersten Leuthener Häuser.

Was bringt die Mutter Hühnern Neues? fragt die Frau Pastor. Die Alte hat ihre Hude in der Küche abgestellt und sitzt rechtschaffen müde auf dem Küchenschemel. Der Herr Pastor studiert über einer Predigt, aber die Frau sagt, sie solle ja nicht weggehen und noch zu ihm hereinkommen.

Bald steht die Alte im niedrigen Studierzimmer, und der Pastor läßt sich erzählen, was sie alles unterwegs gehört habe. Der König soll in Thüringen sein, aber der Pastor sagt, daß er schon wieder in Torgau stehe; aber eine schlimme Nachricht ist unterwegs: der General Haddik soll mit seinen ungarischen Husaren Berlin besetzt haben, und der königliche Hof sei in Eile nach der Festung Spandau geflüchtet, aber die Schweden, die auch nach Berlin wollten, sie seien durch die treuen Pommern daran gehindert worden.

Vier Wochen noch, dann ist der Winter da, dann kann ja, gottlob, kein Krieg mehr geführt werden bei den grundlosen Wegen. Dann müssen ja die Armeen die Winterquartiere beziehen wie jedes Jahr. Die Kaiserin-Königin aber hat in Schlesien allenthalben Aufrufe und Befehle verbreiten lassen. Die Österreicher, die in Lissa liegen, erzählt die Alte, sie haben viel Zettel an die Leute verteilt, aber auch sonst, wo kein Weißbrod zu sehen ist, tauchen bald hier, bald da die Schriften und Befehle aus Wien unter den Bauern auf.

Der Herr Pastor hört still lächelnd der Alten zu und nimmt von seinem Stehpult ein großes gedrucktes Blatt, das er soeben vom Landratsamt zu Neumarkt durch besonderen Boten erhalten hat. Unser König ist wachsam, er hört alles. Übermorgen, am Sonntag, wird der Pastor das königlich preussische Patent von der Kanzel verlesen, worinnen den gesamten Vasallen und Untertanen im Herzogtum Schlesien und der Grafschaft Glatz aufs ernstlichste untersagt wird, den österreichisch-ungarischerseits ausgestreuten Manifesten Gehör zu geben. Das Edikt ist gegeben zu Berlin, den 29. Oktober 1757 und gedruckt zu Breslau in der alten Druckerei von Graf. Der König ist also in Berlin gewesen, und Breslau ist auch noch vom Feinde frei.

Der Pastor liest die Stellen aus dem königlichen Patent vor, wie die Kaiserin den König eines vierfachen Friedensbruches zu unrecht beschuldigt, wie sie sich von den Friedensschlüssen, die feierlich getroffen wurden, wieder losmachen will, wie sie vor anderthalb Jahren an den schlesischen Grenzen eine große Armee zusammengezogen und alle Anstalten getroffen, um den König und seine Bundesgenossen zu überfallen.

Der König erinnert seine Schlesier daran, was es mit der versprochenen guten Manneszucht und Schutzleistung ohne Unterschied der Religion von seiten des wienerischen Hofes für eine Bewandnis habe; die Schlesier haben es ja genug erfahren, wie weit die Manneszucht der österreichischen ungezähmten Miliz gehe. Und das Verfahren, das die Kaiserin-Königin noch jetzt gegen ihre unglücklichen protestantischen Untertanen ausübet, kann Euch zum Beispiel dienen, was die Protestanten in Schlesien von dem angeborenen Verfolgungsgeiste des Hauses Oesterreich zu erwarten haben. Und der König erinnert nochmals alle treu-gehorsamen schlesischen und glazischen Untertanen, sich durch keine heimliche oder öffentliche Lockung hinreißen zu lassen, sondern ihm als dem

rechtmäßigen Landesherrn schuldige Pflicht und Treue zu halten. Vor allem keine feindlichen Ausschreibungen von Lebensmittel- und Geldabgaben zu befolgen, dagegen alle Landesabgaben an die königlich preussischen Kassen ferner unverrückt abzuliefern.

Der Herr Pastor hat mit dem Lesen aufgehört; es ist ganz stille geworden, das Licht im Messingleuchter ist schief gebrannt. Gedankenvoll schneidet der Pastor den Docht mit der Lichtpußschere und nimmt den „Räuber“ fort, der die Kerze verzehrt. Mutter Hühnern nicht vor sich hin und denkt zurück an die letzten zwanzig Jahre, wo soviel passiert ist: Ju, ju, nee, nee, der König, ma sull's ni gleebea.



Die Leuthener Schlacht



s wird das Jahr stark und scharf hergehen; aber man muß die Ohren steifhalten, und jeder, der Ehre und Liebe vor das Vaterland hat, muß alles dransehen; eine gute Husche, so wird alles klarer werden. So hatte der König an seinen Generallieutenant von Winterfeld von Dresden aus im März 1757 geschrieben, und er hatte recht behalten.

Aber daß so viele schwere Unglücksfälle auf ihn niederschmettern würden, das hatte er nicht im entferntesten geahnt. Wie war es doch zu Beginn dieses schweren Jahres um ihn und sein Königreich bestellt? Feinde ringsum, soweit man blicken konnte. Die Kaiserin und ihr großer Minister Graf Kaunitz hatten endlich das Netz zusammengeknüpft, das den preussischen König, den Rebellen wider Kaiser und Reich, erdroffeln sollte. Endlich war es ihr gelungen, Frankreich zu gewinnen.

Neunzigtausend Franzosen, vierundzwanzigtausend Mann Reichsheer, achtzigtausend Russen, zwanzigtausend Schweden, zehntausend Bayern und Württemberger und hunderttausend Mann des alten kriegserprobten österreichischen Heeres, das war die eine Seite. Dagegen stand ein Feldherr, der König Friedrich mit einhundertfünfzigtausend Mann und seinen Generälen, um die ihn die Welt beneidete.

Hatten nicht die Franzosen dem Feldmarschall Grafen von Schwerin den Oberbefehl über ihr ganzes Heer angeboten? Wollten ihn nicht die Schweden gewinnen in einem Kriege gegen die Russen? Hatte er nicht seinem Könige die Armee

und ihn selbst vor dem sicheren Untergange gerettet, damals, als er ihn bei Mollwitz vom Schlachtfelde schickte, der unerbittliche alte Mann? Dann war der Groll über den jungen König gekommen. Es war einfach unmöglich, sich als König von einem noch so verdienten Marschall kommandieren zu lassen. Dann lieber den alten Fürsten Leopold Anhalt-Deßau zum Oberkommandierenden. Schwerin hat die Armee verlassen und ist nie mehr bei Hofe erschienen.

Der König denkt dieser Zeiten. Er darf ihn nicht verlieren für Preußens Armee. Grüß Er Seinen Bruder, hat er zum Landjägermeister von Schwerin gesagt, grüß Er ihn; Sein Bruder ist ein verdienstvoller Mann, das ist wahr, allein er ist auch eigensinnig und vergißt, daß ich König bin.

Zu Sanssouci hat sich der Feldmarschall melden lassen. Die diensttuenden Adjutanten sind erstaunt. Die Türen haben sich hinter den Heiðucken geschlossen. Im Vorzimmer hört man die polternde Stimme des Alten und die scharfe des Königs. Das geht wohl eine Viertelstunde hin und her. Auf einmal öffnet sich die Tür und der König ruft dem Offizier vom Dienst zu: Der Herr Feldmarschall speißt heute bei mir.

Bei Prag sind die Heere aufmarschiert, die größte Schlacht ist im Gange, die seit 1740 geschlagen wird. Sechzigtausend Mann Preußen stehen sechzigtausend Österreichern gegenüber. Der alte Schwerin war nicht zu halten, der König hatte den Angriff befohlen und nun mußte er durchgeführt werden. Winterfeld ist verwundet vom Pferde gesunken. Die Regimenter beginnen zu wanken.

Der Feldmarschall setzt sich an die Spitze seines eigenen Regimentes, das er seit einem Menschenalter kommandiert. Er nimmt dem Fahnenträger die Fahne seines Regimentes aus der Hand und reitet an der Spitze seiner alten Soldaten gegen den Feind. Dumpf dröhnen die Kanonenschläge der feindlichen Batterien. Da sinkt der Marschall vom Pferde. Das Fahnen-

tuch deckt seinen Leib, von fünf Kartätschenkugeln ist er durchbohrt. Die preußische Armee hat ihren großen Marschall verloren. Der Feind wird geschlagen und flieht nach Prag hinein. Den Siegesjubel übertönt die Trauer. Mit dem Feldmarschall sind viele der Besten geblieben. Achtzehntausend decken die Wahlstatt.

An seine Mutter schreibt der König: Der ganze Feldzug dürfte für die Österreicher verloren sein, und ich habe freie Hand mit hundertfünfzigtausend Mann. Die Österreicher sind verstreut wie die Spreu im Winde. Ich werde einen Teil meiner Truppen entsenden, um die Herren Franzosen zu begrüßen, und mit dem Rest meiner Armee werde ich die Österreicher verfolgen.

Doch es sollte anders kommen. Drei Meilen vom Schlachtfelde entfernt hatte die Armee Dauns gehalten, ohne dem Prinzen Karl von Lothringen zu Hilfe kommen zu können — oder zu wollen.

Feldmarschall Daun war die letzte Hoffnung der Kaiserin. Bei einem glücklichen Ausgange, so schrieb sie ihm, würde sie seine großen Verdienste mit allem Danke und Gnaden ansehen, einen unglücklichen Ausgang aber werde sie ihm immer zur Last legen. Der zögernde, vorsichtige Feldmarschall Daun rückt wirklich vor.

Friedrichs General, der Herzog von Braunschweig-Bevern, zieht sich unbehelligt und geschickt zurück. Bei Kolin macht er Halt. Heiß brennt die Junisonne. Vom Fenster im ersten Stocke eines Gasthauses an der Landstraße beobachtet der König die Aufstellung der feindlichen Armee. Großartig ist sie, bewunderungswürdig! Lange schweift des Königs Auge über die feindlichen Stellungen dahin. Endlich hat er den Punkt, wo der Angriff angesetzt werden muß. Er sinnt und rechnet. Der linke Flügel seiner Armee muß den rechten Flügel der Österreicher angreifen und aufrollen. Zieten muß den Angriff decken mit seinen fünfzig Schwadronen.

Die Sturmkolonnen Hülsens marschieren dem rechten Flügel des Feindes entgegen, und dann kam das Unglück. Moritz von Anhalt-Dessau hat es kommen gesehen. — Der Dessauer will mit seinen Soldaten den Sturmkolonnen nach, aber plötzlich befiehlt der König: Front. Fürst Moritz hört nicht, will nicht hören, der König sprengt mit gezogenem Degen auf ihn zu. In drei Teufels Namen machen Sie Front, wenn ich es befehle! Traurig wendet sich Moritz von Anhalt-Dessau zu seinem jungen Neffen Franz und sagt leise: Die Bataille ist verloren!

Und wie wurde sie verloren! Wo ist die Kraft des schrägen Flankenangriffs hin. Lücke auf Lücke entsteht, die Reserven müssen herangezogen werden. Da hat der hitzige General von Mannstein auch noch auf eigene Faust den Feind angegriffen und das Zentrum der Preußen gelichtet. Da ist der verhängnisvolle Eichbusch, den jeder haben muß, denn er dient der Reiterei zum Stützpunkt. Nur wer ihn hat, kann in seinem Schutze die Schwadronen sammeln. Einmal schon hat Zieten eine große Attacke geritten, aber die Kaiserlichen weichen aus. Da geht eine neue Brigade vor. Der junge Oberst von Seydlitz führt sie; die feindliche Kavalleriebrigade wird zersprengt, ein Infanterieregiment niedergedrückt, bis in das zweite Treffen dringen die preussischen Reiter ein. Dann befiehlt den Rückzug, aber der Eichbusch ist noch in den Händen der Oesterreicher, die letzte Stellung auf umbrandetem Schlachtfeld.

Hängen die Schicksale von Armeen und die Schicksale von Staaten an den Seidenfäden blinder Zufälle? Steht es in den Sternen geschrieben, daß irgendeiner, dessen Name auftaucht und in das Meer der Vergessenheit wieder versinkt, Entscheidungen herbeiführt?

Am Eichbusch hält der sächsische Oberstleutnant v. Benkendorf, ein trunkfester Haudegen. Der erhält den Rückzugsbefehl und denkt nicht daran, ihn zu befolgen. Noch einmal vorwärts zur Attacke! Mit zwei Schwadronen! Den beiden Geschwadern

folgt Reiterregiment auf Reiterregiment tief hinein in die Reihen der preußischen Infanterie. Drüben reitet der König noch einmal gegen eine feindliche Batterie an. Hinter ihm die Fahne des Regiments von Anhalt und ganze vierzig Mann. Aber bald ist er allein. Die Frage des Adjutanten reißt ihn aus der Einsamkeit des Vorwärtsgehens: Majestät, wollen Sie die Batterie allein erobern?

Da ist der König langsam zurückgeritten und hat dem Herzog von Braunschweig-Bevern die Rückzugsbefehle erteilt.

Moritz Anhalt erhält von ihm zwei Tage nach der Schlacht die Mitteilung, daß er ungeachtet des großen Unglücks vom 18. mit klingendem Spiel von Prag aufgebrochen und unangefochten an seinem Bestimmungsort angelangt sei. Das Herz ist mir zerrissen, alleine ich bin nicht niedergeschlagen und werde bei der ersten Gelegenheit suchen, diese Scharte auszuwehen. Adieu, grüßen Sie alle Offiziers von meinerwegen.

Acht Tage später ist des Königs Mutter in ihrem Witwensitz Monbijou an der Spree gestorben. Friedrich hat mit ihr die einzige verloren, die ihm seine schwere Jugend tragen half. Ich bin mehr tot als lebendig, schreibt er an eine seiner Schwestern, vielleicht hat der Himmel unsere liebe Mutter hinweggenommen, damit sie nicht das Unglück unseres Hauses sehe. Und an die andere Schwester schreibt er: Ich selbst bin von sovielen Schlägen getroffen worden, daß ich mich in einer Art von Betäubung befinde.

Unter seinen Fahnen stehen des Königs Brüder. Prinz Heinrich hat die Schlacht bei Prag entscheiden helfen. Prinz August-Wilhelm, der Thronfolger, ist am Tage von Kolin in laute Vorwürfe gegen seinen königlichen Bruder ausgebrochen, vor seinen Generälen, aber nicht vor ihm selbst. Und Prinz Heinrich hat einen schadenfrohen, hämischen Brief an die Schwester geschickt, der von den Österreichern abgefangen und veröffentlicht wurde und so dem Könige zu Ohren kam.

Dann kommt der qualvolle Rückzug nach Sachsen, bei dem des Königs Bruder Prinz August-Wilhelm mit seiner Armee Fehler auf Fehler macht, trotzdem ihm Winterfeld beigegeben ist. In drei Tagen verliert die Armee des Prinzen tausend Deserteure. Verzweifelt schreibt Winterfeld an den König: Ew. Königliche Majestät haben die einzige Gnade und machen bald eine Änderung bei dem hiesigen Corps oder kommen bald zu uns. Es erfordert meine Pflicht, darum zu bitten. Bei alle dem Kriegsrat halten kommet nichts heraus, sondern es muß einer mit Resolution kommandieren.

Bei Zittau war das Maß der Ungeschicklichkeiten voll. Der König hatte recht, wenn er sagte: Ich will rein von der Leber weg sprechen, ich habe meinen Bruder lieb, aber zum Kommandieren ist er nicht geschaffen.

Bei Bauhen begegnen sich die Brüder. Auf dreihundert Schritt Entfernung hält der König an. Der Prinz und sein Gefolge ebenfalls. Stummes Salutieren. Der König beachtet die Gruppe nicht weiter. Endlich reitet der Prinz auf ihn zu und erstattet ihm Meldung. Der König grüßt kurz und erwidert kein Wort.

Mit den Generälen von Winterfeld und von Goltz, die dem Prinzen beigegeben waren, hat sich der König am Straßenrande niedergelassen. Eine bange Weile vergeht. Da sprengt Goltz über das Feld und verliest dem Bruder des Königs diesen Befehl: Seine Majestät lassen Ew. Königlichen Hoheit sagen, daß Sie sehr unzufrieden mit Ihnen zu sein Ursache hätten; Sie verdienten, daß über Ihr Betragen ein Kriegsrecht gehalten würde, wo alsdann Sie und alle Ihre bei sich habenden Generale die Köpfe verlieren müßten; jedoch wollten Seine Majestät die Sache nicht so weit treiben, weil sie im General auch den Bruder nicht vergessen würden.

Vor einem Monat verlor der König seine Mutter, heute verlor er seinen Bruder. Der Prinz verließ das Heer und starb

elf Monate darauf im sechsunddreißigsten Lebensjahr. Die Schicksalsschläge sollten noch nicht aufhören. Wie hatte doch der König an seinen Freund in diesem Sommer geschrieben? Sehen Sie mich, mein lieber Marquis, als eine Mauer an, in welche seit zwei Jahren durch das Schicksal Bresche gelegt wird. Ich werde von allen Seiten erschüttert. Häusliche Unglücksfälle, geheime Leiden, öffentliche Not, neu bevorstehende Plagen, das ist mein täglich Brot. Glauben Sie aber nicht, daß ich nachgebe. In so heillosen Zeiten muß man sich mit Eingeweiden von Eisen und mit einem ehernen Herzen versehen, um alle Empfindsamkeiten loszuwerden.

Feinde ringsum! In Ostpreußen sind die Russen eingefallen. Franzosen und Reichsvölker sind in vollem Anmarsch gegen Sachsen. In Westfalen kämpfen des Königs Verbündete unentschieden gegen die Franzosen. Der Befehlshaber dieses verbündeten Heeres, der Herzog von Cumberland, schließt eine schimpfliche Konvention mit dem Feinde ab und zieht sich aus der Affäre.

Seinen Generalstabschef und treuesten Freund von Winterfeld hatte der König der Armee des Herzogs von Braunschweig-Bevern, die Schlesien schützen sollte, zugeteilt. Daun stand diesem Heere gegenüber. Bei einem Angriff auf ein vereinzelt preußisches Corps wird am gleichen Tage, da in Westfalen Friedrichs Verbündete die schimpfliche Vereinbarung mit dem Feinde treffen, vor den Toren von Görlitz in Schlesien der geniale Winterfeld durch die Brust geschossen.

Schweigend umstehen die Generale des Bevernschen Korps Winterfelds Krankenbett. Der schwerwunde Mann will nicht sterben. Er muß doch seinem Könige dienen. Der hat ihm auf die Seele gebunden: Schlesien muß gehalten werden. Mit röchelnder Stimme entwirft der Sterbende den Plan dazu. Bevor die Sonne des 8. September aufging, war Winterfelds Stern erloschen.

Der König aber schrieb noch an ihn am 14. September aus Erfurt: Hier geht alles nach Wunsch. Es ist aber eine verflogene Zeitung aus der Lausitz gekommen, die mir in großen Sorgen setzet, ich weiß nicht, was ich davon glauben soll: Aus Dresden schreibt man mir, Er wäre tot, und aus Berlin, Er hätte einen Hieb über die Schulter . . . Wende der Himmel alles zum Besten.

Der Feldjäger des Herzogs von Bayern steht vor dem König. Ein schwarzes Siegel! Wie Friedrich die schwarzen Siegel haßt. Mißtrauisch reißt er das Papier auf: Winterfeld!

Ein Zittern geht durch seinen gebeugten Körper. Der König weint um seinen toten Freund. Gegen die Menge meiner Feinde hoffe ich noch Rettungsmittel zu finden, aber nie wieder werde ich einen Winterfeld finden.

Qualvolle Monate durchlebt der König in Thüringen. Die Verhandlungen mit Frankreich scheitern; denn der Friedenspreis soll Schlessien sein. Der Feind weicht aus, sowie er angegriffen werden soll. Geht der König zurück, so folgt er ihm; aber immer außer Schußweite. Der König rechnet: Wenn er sich nach Schlessien zurückzieht, so sind seine Magazine in Leipzig und Torgau verloren und Berlin ist bedroht. Inzwischen waren die Reichsarmee und das französische Heer auf vierzigtausend Mann angewachsen. Stettin war von den Schweden bedroht. Und Schlessien? Dreißigtausend Mann belagern unter Nadasdy die Feste Schweidnitz; Bayerns Armee ist unter die Wälle von Breslau gedrängt, Prinz Karl von Lothringen liegt ihm mit sechzigtausend Mann bei Deutsch Lissa gegenüber.

In jener Zeit von dem Tage an, da Winterfeld gefallen, bis etwa Mitte Oktober, ist der König in einen Zustand der eigenartigsten seelischen Schwankungen gekommen. Immer und immer wieder spielt er mit dem Gedanken des freiwilligen Todes. Er ist verzweifelt: Jetzt ist nichts Rechtes mehr für mich auszuführen übrig. Es sind der Feinde zuviel, schreibt er an

seine geliebte Schwester nach Bayreuth. Ich habe nur noch Sie in der Welt übrig, die mich daran festhält. Aber schon klingt durch die Briefe immer aufs neue wieder der helle Ton des Willens: Ich bin fest entschlossen, mich auf jede Gefahr hin auf dasjenige Korps des Feindes zu werfen, das mir am nächsten kommt.

Dann gibt sich der König wieder ganz den rührendsten empfindsamsten Stimmungen hin. An seinen Freund d'Argens schickt er ein Abschiedsgedicht, das so ganz seine Stimmung wiedergibt: Er badet sich förmlich in seinem Schmerz, dazwischen bäumt sich trotziger Wille auf, und dann klingt der Gruß aus in zarteste Elegie. Unter Tränen liest er seine eigenen Verse seiner vertrauten Umgebung vor.

Oft möchte ich mich berauschen, um meinen Kummer zu ertränken; aber da ich nicht trinken mag, so zerstreut mich nichts als Versemachen, und solange ich diese Ablenkung habe, fühle ich mein Unglück nicht.

Und er berauscht sich wirklich an den Versen des großen Franzosen Racine, der die Helden des Altertums verherrlicht und deklamirt in seinem stillen Quartier.

Draußen hört staunend der Wachtposten. Der König deklamirt schon wieder! Er ist nicht mehr ganz bei sich, raunen hämisch die Offiziere von Prinz Heinrichs Gefolge einander zu. Gestern hat er sogar eine Predigt über das Jüngste Gericht geschrieben. — Irgendetwas ist da nicht mehr in Ordnung.

Die Ungarn haben Berlin überfallen. Die Stadt hat sich für 200 000 Taler von der Plünderung losgekauft. In Leipzig ist der Feldmarschall Keith bedroht. Friedrich, der sich schon auf dem Marsche nach Schlesien befindet, macht kehrt und rückt mit neu rekrutierten Regimentern und zwei Bataillonen der berühmten Potsdamer Garde in Leipzig ein. Wenige Tage zuvor hatte er seiner Schwester geschrieben: Wozu ist die Philosophie



Das Denkmal auf dem Schönberge

nütze, wenn man sie nicht in den unangenehmen Augenblicken des Lebens anwendet. Dann kommt uns, meine liebe Schwester, Mut und Festigkeit zustatten. Ich habe mich jetzt in Bewegung gesetzt, und so dürfen Sie damit rechnen, daß ich nicht wieder an Ruhe denken werde, als unter guten Vorzeichen.

Irgendetwas hat sich in ihm geändert. Ein merkwürdiger Auftrieb ist auf einmal da. Feinde ringsum.

In Leipzig hat der König den berühmten Professor Gottsched zu sich kommen lassen, den Dichter von Catos Tod, den muß er kennenlernen, den großen Kritiker, den Verfechter der klassischen Tragödie. Einen ganzen Nachmittag hat der König mit dem Professor der Dichtkunst gesprochen, bis ihm ein großes Paket von Briefen und Depeschen übergeben wurde.

Am 1. November ist er wieder mit dem Professor zusammen gewesen. Gleich nach Tisch hat er ihn zu sich kommen lassen. Ununterbrochen spricht er mit ihm über die Übersetzungen des Horaz, über die Dichter und die Redner der Römer, über die Art, wie sie in deutschen Schulen langweilig gelesen und übersetzt werden, über die Schönheiten und Feinheiten der alten Dichter, die den Studierenden gar nicht richtig beigebracht werden . . .

Es klopf. Der Adjutant vom Dienst meldet: Die Herren Generäle.

Der König springt auf, nimmt Hut und Stod und geht in den Empfangssaal. Der Professor hört seine helle Stimme in knappen Sätzen, der König spricht immer noch. — Da: salutieren, eins, zwei, flirren die Schritte . . . Der König kommt wieder. Eine kleine Viertelstunde ist vergangen. Das gelehrte Gespräch mit dem Herrn Professor wird in aller Ruhe fortgesetzt bis kurz vor acht Uhr. Ein merkwürdiger Mann, denkt der Professor. Er spricht mit mir, als ob er weiter nichts Wichtiges zu tun hätte.

In der Viertelstunde hat Friedrich seine Befehle zum Vormarsch seiner Truppen gegen Reichsarmee und Franzosen gegeben.

Endlich kann ich Ihnen eine gute Nachricht mitteilen, schreibt er am 5. November bei Weißenfels an seine Schwester. Gestern rückte ich zur Rekognoszierung aus, konnte aber die Feinde nicht in ihren Stellungen angreifen; das machte sie verwegen, so daß sie heute zum Angriff gegen mich vorgingen. Ich kam ihnen jedoch zuvor . . . Die Schlacht war fast ein Spas. Auf unserer Seite sind Gottseidank nicht hundert Mann gefallen. Wir haben sämtliche feindlichen Kanonen genommen. Die Niederlage ist vollständig. Ich bin im Vormarsch, um sie über die Unstrut zurückzuwerfen . . . Nach soviel Angst endlich einmal, dem Himmel sei Dank, ein glückliches Ereignis. . . Jetzt kann ich mich mit Frieden in mein Grab legen, denn Ruhm und Ehre meines Volkes sind gerettet, wir können noch unglücklich, aber nicht mehr ehrlos sein . . .

Rosbach war geschlagen.

Europa reibt sich die Augen, und die Deutschen wachen aus dem Schlafe auf.

Wie war es doch? Standen nicht wieder einmal die Franzosen mitten im Herzen Deutschlands, dieselben Feinde, die Straßburg geraubt und die Pfalz verwüstet hatten?

Und nun hat sie samt dem klaglichen Reichsheer der große Friedrich von Preußen zu Paaren getrieben. Sie fliehen und bedecken meilenweit das Land, die Unholde, die die evangelischen Kirchen geschändet und die Menschen gequält. Bis über den Rhein sind sie gelaufen, denn die irrsinnige Angst vor den Husaren ließ sie nicht haltmachen.

Europa reibt sich die Augen: In Londons Straßen wird des Königs Bild mit der Nachricht der Rosbacher Schlacht den Ausrufen aus den Händen gerissen. Das englische Kabinett beschließt, die schmachvolle Vereinbarung mit den Franzosen zu

brechen; der König von England bittet den König von Preußen um einen neuen Oberbefehlshaber über die hannöverschen Truppen; denn der Herzog von Cumberland hatte versagt. Schwere Herzens sendet Friedrich einen seiner tüchtigsten Generale, den Prinzen Ferdinand von Braunschweig, nach dem nordwestlichen Kriegsschauplatz.

Und Frankreich? In den Kaffeehäusern der Hauptstadt sitzen die Spötter, die den Prinzen Soubise, den Feldherrn des verhassten Königshofes, verachten. Wehe dem Lande, dessen Volk seine Regierenden verachtet! Der König von Preußen, das ist ein Mann! Mit seinen Soldaten zieht er ins Feld und lebt wie ein Vater mitten unter ihnen! Wie war es doch? Hatte nicht der Preußenkönig zu gefangenen Franzosen geäußert, ich kann Sie nicht als meine Feinde betrachten; hatte er nicht befohlen, daß ihre Briefe nicht geöffnet würden, hatte er nicht den tapferen General Custine, der in Leipzig schwerwundet lag, besucht und getröstet?

Majestät, Sie sind größer als Alexander, dieser quälte seine Gefangenen, Sie aber gießen Öl in ihre Wunden! Mit diesen Worten hat der sterbende General dem Könige in tiefer Bewegung gedankt.

Der Westen ist vom Feinde frei. Wenn nur Bavern in Schlesien seine Sache ordentlich macht! Ach, daß Winterfeld fallen mußte! Warum greift denn Bavern den Feind nicht endlich an und stört die Belagerung von Schweidnitz! Schlesien muß gehalten werden!

Der König ist am 13. November mit 19 Bataillonen und 28 Schwadronen von Leipzig aufgebrochen. Wird er ungehindert durch die Lausitz kommen? Der Feldmarschall von Keith muß den Marsch decken. Er marschirt mit einem Korps nach Böhmen und bedroht Prag. Die Oesterreicher, die bei Bauzen und Zittau stehen, verlassen ihre Stellungen und rücken in das bedrohte Böhmen nach. Der Weg für den König ist frei.



ingend marschieren die Kolonnen die schnurgeraden Straßen entlang, die August der Starke, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, so glänzend angelegt hat und so sorgfältig pflegte.

Die Magdeburger Jungen vom Regiment Alt-Braunschweig sind guter Dinge. Wie war es doch bei Roßbach vor vierzehn Tagen, als die 38 Schwadronen unter dem Befehl des jungen Generalmajor von Seydlitz sich auf den Feind stürzten, als Oberst Mollers Batterien auf dem Janushügel brummt, und der König vor der Regimentsfront gegen den Feind anritt. Als die ersten Salven krachten und der Feind Reißaus nahm!

In anderthalb Stunden war alles vorüber. Ja, der König, der hat uns geführt! Wißt Ihr noch, wie wir ihm zuriefen: Vater, aus dem Wege, damit wir schießen können!

Das war ein Sieg. Viktoria! Viktoria! . . . Eins zwei, eins zwei geht es die Straße entlang . . .

Bei der ersten Kompagnie summen sie ein Lied.

Eins zwei, eins zwei.

Und lachen!

Eins zwei, eins zwei.

Wie heißt denn das? Hört ihr's?

Und wenn der große Friedrich kommt
und klopft nur auf die Hosen,

Eins zwei, eins zwei.

Dann läuft die ganze Reichsarmee
Panduren und Franzosen.

Da kommen die Szekeley-Husaren vorbei, die Schlesier. Die Trompeter schmettern eine helle Melodie und die Schwadron

singt lachend das neue Lied, das die Königsgrenadiere gemacht:

Maria Theresia zeuch nicht in den Krieg,
Du wirst nicht erfechten den herrlichen Sieg.
Was helfen dir alle die Reiter und Husaren
und alle Kroaten dazu!

Die Truppen jubeln einander zu. Das sind die Schwadronen, die Seydlitz geführt. Wißt Ihr, daß er den Schwarzen Adler bekommen und Generalleutnant wurde? Pflaster auf seine Wunde! Der Prinz Heinrich ist auch blessiert. Der ist in Leipzig geblieben als Kommandant.

Marchieren auch dir zu Gefallen ins Feld
alle die großen Nationen der Welt.
Wollen doch sehn, ob der Russ' und der Franzose
was gegen uns ausrichten kann!

Die Trompeten verklingen, der Gesang verhallt im Klappern der Hufe.

Habt ihr den König gesehen vorhin in seiner Feldequipage, der muß ja bald in Großenhain sein. Wie der Pfund gefahren ist! Wir mußten machen, daß wir zur Seite kamen. Heutabend gibt's Bürgerquartiere. Eins zwei, eins zwei. Da tauchen die Lichter von Großenhain auf, das muß geschafft werden, heute noch.

Vor des Königs Quartier in der Stadt pariert der Feldjäger den dampfenden Gaul, vor des Königs Quartier reiten die Kuriere ab. Da ist was im Gange. Habt ihr schon gehört? Böse Kunde! Schweidnitz hat kapituliert. Um Gottes willen! Schweidnitz mit 10 Bataillonen Infanterie und 10 Schwadronen Husaren, mit den großen Vorräten und der Kriegskasse von 300 000 Talern. Und das Schlimmste: Das Belagerungskorps des Grafen Nádasdy, des gewaltigen, flinken Generals der Kaiserin-Königin, ist frei!

Wenn nur endlich Bavern angreift und den Feind in die Oder jagt! Ja, schläft denn der Bavern? Die Armee muß weiter.

Morgen, Kinder, ist Ruhetag. Im Quartier zu Königsbrüch schreibt Friedrich an den Herzog: Wenn Ew. Liebden so fortfahren, so muß ich nicht nur Deroselben den Verlust von Schweidnitz zuschreiben, sondern Sie werden mich auch noch um ganz Schlesien bringen . . . Ew. Liebden befehle ich nochmals und ganz positive, dem Feind auf den Hals zu gehen, ihn zu attaquieren und zu schlagen . . .

Breslau ist das Ziel! Bevern muß den Feind festhalten, bis ich da bin. Dann komme ich ihm in die Flanke, und wir werfen ihn gemeinsam in die Oder. Jede Stunde ist kostbar. Wenn nur Bevern aushält und dem Feind auf den Hals bleibt! . . .

Die Armee marschirt. Das Kloster Marienstern liegt hinter ihr, das vieltürmige Bauzen ist passiert. Endlich ist die Grenze erreicht. Da liegt die Landkrone; dort ragen die Türme von Görlitz. Vorwärts nach Schlesien hinein. Bald werden die Raketen-signale dem Herzog von Bevern melden können: Hilfe ist da. Und der Feind wird in die Zange genommen.

Der zwölfte Marschtag neigt sich, ein grauer Novembertag geht zur Rüste. Die Töpferöfen von Naumburg rauchen über den Dächern des Städtleins. Die Husaren haben die Queisbrücke besetzt.

Der König ist im Quartier. Von Görlitz aus hatte er noch an Bevern geschrieben: Ich bin fest entschlossen, den Feind anzugreifen und solches vielleicht gleich, wenn ich an ihn komme, doch unter der Voraussetzung, daß Ew. Liebden alsdann gewiß mitattaquieren. Sonst bin ich zu schwach und nicht viel über 12 000 Mann.

Endlich die erste Nachricht von Bevern. Er ist gegen den Feind marschirt und hat ihn geworfen, so melden die Gerüchte. Dem Himmel sei Dank, es geht vorwärts.

Da kommt spät abends die Unglücksbotschaft: Bevern ist geschlagen, Breslau aufs höchste bedroht. Qualvoller Zeit-

verlust. Morgen ist letzter Ruhetag. Dann muß die Armee vier Meilen am Tage machen. Und die Tage schleichen. Da taucht endlich der Grödißberg auf, mit seiner alten Burg, die Wallenstein einst verbrannte. In Deutmannsdorf ist der König zur Nacht. Liegnitz ist vom Feinde besetzt; da heißt's ausweichen.

Neue Hiobspost: Breslau gefallen, Bevern gefangen. Die geschlagene Armee ist auf dem Marsch nach Glogau.

Im Herrenhause zu Lobendau liegen die Landkarten ausgebreitet. Der König geht auf und ab. Lautlose Stille. Nur die Federkiele der Sekretäre krahen leise über die Briefbogen und schreiben Zahlen und Worte in krausem Gemisch. Chiffrierter Befehl: Zieten übernimmt das Oberkommando über die Armee Bevern und begibt sich sofort nach Parchwitz, wo er den König zu erwarten hat. Soldaten kommen in Bürgerquartiere.

Vier Meilen ist die Armee heut marschiert. Morgen kann Parchwitz erreicht sein; dann ist die Kätzbach überschritten und das Odertal gewonnen, dann sind es nur noch sieben Meilen bis nach Breslau.

Drüben auf dem rechten Oderufer ziehen die letzten Truppen der geschlagenen Armee. Lange schon sind die Türme von Kloster Leubus hinter den fahlen Wipfeln des Oderwaldes verschwunden. Ein schweigender Marsch. Nun geht es schon fünf Tage auf den schlechten Straßen entlang im Nebel; wenn man nur bald in Glogau wäre. Vorn im Wagen liegt verwundet Vater Lestwitz. Was waren das für Tage! Hinter der Fahne seines Regiments marschieren noch 150 Mann.

Die Hundsfötter, knurrt der alte Feldwebel. Da standen sie am Dom zu Breslau aufmarschiert und hatten freien Abzug. Die Gewehre waren zusammengesetzt. Da kommt der Österreicher angeritten mit seinem Gefolge, der Prinz von Lothringen,

und ruft: Burschen, wer keine Lust mehr hat, dem Könige von Preußen zu dienen, der melde sich bei der Wache am Schweidnitzer Thor; da kann er einen Laufpaß kriegen und einen Dukaten Reisegeld. Pfui Teufel, wie sie sich verkrümelte haben, da half kein Kommando mehr. Weg waren sie, die feigen Hunde!

Und das waren dieselben Kerle, die unter des alten Lestwitz Führung die Übermacht der Österreicher zwei Tage zuvor noch aufgehalten. Das war ein Kampf bis in die sinkende Nacht von Pilsnitz bis Oltaschin. Kleinburg, das verfluchte Nest, das wir zweimal verloren und zweimal zurückgenommen. Wenn nur die Mitte gehalten hätte, als General von Schulz fiel. Es hat nichts genützt, daß der Prinz Ferdinand mit der Fahne in der Hand die Brigade nochmals vorführte. Der Ingersleben ist tot und der alte Pennavaire blessiert, und im Pilsnitzer Walde ist der blonde Kleist geblieben. Und dann der verdammte Rückzug. Auf die Breslauer ist kein Verlaß. Wie sie alle vorgekrochen kamen, die heimlichen Österreicher; wie die Laufeserle von Straßenjungen mit unseren Trommeln und Gewehren Schindluder trieben . . .

Dem Fahnenjunker vom Regiment Jungbevern steigt die Schamröte ins Gesicht. Er und drei Mann waren der Fahne treu geblieben, als das Regiment sich in den Gassen der Stadt verlor.

Und habt Ihr gehört: Der Herzog von Bevern soll gefangen sein. Bei Ransern drüben an der Oder hat er früh um vier die Feldwachen inspiziert; ganz allein, nur mit einem Mann kommt er an ein Wachtfeuer, denkt, es sind Husaren, da haben ihn die Kroaten! Vater Zieten wäre das nicht passiert . . .

Und dem König erst recht nicht . . . Junker! Der König . . . Was wird der König zu der Schweinerei sagen, was wird der bloß sagen, wenn er uns sieht. Ein paar Tage noch, dann stehen wir vor ihm.

Über die Brücke vom Dom her ziehen seit dem Mittag die Regimenter des Bevernschen Korps durch das Odertor in die Festung Glogau ein. Die alten steinernen Figuren über dem Torbogen blicken auf die Preußen herab. Wieviel Völker haben sie schon gesehen in den 250 Jahren, seit sie das Odertor zieren. Nun sind die letzten Kolonnen hinter den Wällen der Festung verschwunden. Morgen geht's weiter dem Könige entgegen. Die Puttkamer-Husaren sind schon abgerückt und die Wernerschen auch.

In Parchwitz ist Jahrmarkt. In Parchwitz liegen die Husaren der Kaiserin-Königin vom Regiment des Herrn Obristen von Gersdorff.

Zwischen den Buden ein frohes Treiben. Beim Pfefferkuchler Ambrosius Schidetzanz aus Liegnitz gibt es die süßen Pfeffernüsse, die guten Bauernbissen und die schönen Lebkuchenmänner. Der Geselle hat so zierliche Figuren geschnitten: den König mit dem großen Hut und dem Ordensstern und den Zieten aus dem Busch. Aber die Lebkuchenfiguren hat der Schidetzanz unter dem Tisch versteckt; denn die kaiserlichen Husaren sind heute seine besten Kunden, die kaufen für ihre Schätze.

Gegenüber hat die Anna Rosina Hübnerin aus Lissa ihre Bänder ausgebreitet. Die Bauern sind zur Stadt gekommen, die Frauen stehen bei Mutter Hübnern und handeln um die gute Ware, denn in drei Wochen ist ja Weihnachten.

Eine mühsame Frau, die fehlt bei keinem Jahrmarkt; gut, daß sie wiedergekommen ist, wo die Zeiten doch so unruhig sind. Aber heute geht's lustig zu, das drängt sich und lacht. Und drüben im Gasthause geht es hoch her . . .

Da sind Schüsse gefallen. Habt ihr gehört? Alarmsignale, die Preußen kommen. Da sprengen sie schon von der Katzbachbrücke her die Straße entlang.

Da fliegt eine Bude um. Da ist einer in den Haufen der schönen braunen Krüge und Töpfe geritten, die der Meister Lerche vor seiner Türe aufgebaut hat.

Die Pferde, die Pferde! Ehe noch die Gersdorff-Husaren ihre Gänle aus den Ställen gezogen, sind sie gefangen. Der Rest jagt auf der Neumarkter Straße entlang, verfolgt von den Dragonern.

Die Preußen sind da. Mit klingendem Spiel marschieren die Regimenter ein. Habt Ihr den König gesehen vorn bei den Husaren? Die Parawitzer bekommen neue Quartiergäste, die Dörfer im Umkreise auch. Das ist ein Leben. Soldaten über Soldaten. Dreihundert gefangene Österreicher müssen auch noch untergebracht werden. Die Preußen sind guter Dinge. Da reiten die Wohlauer Husaren ein, die vor drei Wochen die Franzosen bei Roszbach gejagt haben. Da kommen die Füsilier von Altbernburg, die der König geführt, da ziehen sie ein mit dem Regimentsmarsch des alten Dessauers: So leben wir, so leben wir . . .

Der General der Infanterie, Fürst Moriz von Dessau, steht vor dem Könige. Der rechnet: 18 Bataillone Infanterie von Roszbach hergeführt.

Fürst Moriz, wieviel Verluste auf dem Marsche?

Noch nicht 300 Mann, Euer Majestät.

Dann . . . 28 Eskadrons von Roszbach.

Was bringt Zieten aus Glogau mit?

30 Bataillone und 100 Eskadrons. Aber sehr dezimiert, sehr schwach, ich rechne 10 000 Mann Infanterie und 8 000 Mann Kavallerie.

Dann habe ich also 48 Bataillone Infanterie und an Kavallerie 128 Schwadronen. Das sind 32 000 Mann. Aber die Artillerie ist zu schwach. Kolin und Breslau haben zuviel Kanonen gekostet . . . Wieviel Bataillonskanonen haben wir?

Sechsendneunzig.

Wieviel schweres Geschütz?

Vierundfünfzig.

Zu wenig.

Halten zu Gnaden, Ew. Majestät, die Zwölfpfünder aus Glogau müssen ins Feld.

Aber Rehow, Zwölfpfünder Batteriestücke auf den Straßen, in dem Dreck, die bleiben ja stecken.

Majestät, wir brauchen jedes Geschütz.

Dann schreib Er: Order an Generalleutnant von Zieten: Das schwere Geschütz aus Glogau, die Batteriestücke müssen immediately zur Armee gebracht und als Feldkanonen verwendet werden.

Der König ist allein in seinem Quartier. Bedächtig gleitet die Feder über den Bogen:

Verfügung über das, was im Falle meines Todes geschehen soll. Ich habe meinen Generalen alles befohlen, was nach der Schlacht geschehen soll, wenn sie glücklich und wenn sie unglücklich verläuft. Was im übrigen mich selbst betrifft, so will ich in Sanssouci beerdigt werden, ohne Feier, ohne Prunk und bei Nacht. Ich will nicht, daß mein Leichnam geöffnet werde, sondern daß man ihn ohne Förmlichkeit fortbringe und in der Nacht begrabe.

In Bezug auf die Geschäfte muß zunächst allen Kommandeuren befohlen werden, meinem Bruder den Eid leisten zu lassen. Auch wenn die Schlacht gewonnen ist, muß mein Bruder gleichwohl sofort jemand nach Frankreich mit einer Mitteilung schicken, der zugleich Vollmacht zur Friedensverhandlung haben muß.

Man wird dann mein Testament öffnen, und ich befreie meinen Bruder von allen Geldvermächtnissen, die ich gemacht habe, weil der traurige Zustand der Dinge ihn verhindert, sie zu erfüllen. Ich empfehle ihm meine Flügeladjutanten,

namentlich Wobersnow, Krusemarck, Oppen und Lentulus. Dies muß als militärisches Testament gelten. Ich empfehle seiner Fürsorge alle meine Diener.

Friedrich.

Parchwitz, den 28. November 1757.

Es klopft. Der Geheime Kabinettsrat Eichel steht mit leichtgebeugtem Rücken in der Tür, ein dickes Paket Akten in den Armen.

Trete Er ein, mein lieber Eichel, trete Er ein.

Eichel legt die Akten der Reihe nach auf den Tisch:

Gesuch des Obristen von Lossow um den Heiratskonsens für verschiedene seiner Offiziere.

Wann Husaren Weiber nehmen, so Seindt Sie Selten noch dan ein Schus pulver wert aber wenn er Meinte daß Sie doch gut Dinen würden So wollte ich es erlauben.

Gesuch der Potsdamer Bürgerschaft um Beihilfe zur Bezahlung der österreichischen Kriegskontribution:

Sie mögen Sehen wie Sie die Schulden bezahlen, ich werde das liderliche Gesindel nicht einen Groschen geben.

Gesuch des Berliner Weinhändlers Kiehn um Entschädigung für 82 Fässer Wein, die der Feind ihm weggenommen:

Warum nicht auch Was er bei der sindfluht gelitten Wo seine Keler auch unter Wasser gestanden.

Gesuch des Feldprobstes . . . die Feldprediger selbst einsehen zu dürfen:

Sein Reich ist nicht von dieser Welt.

Die Schnupftabakdose tritt in Aktion.

So! . . . Eichel, sind Nachrichten da vom General Zieten? Ew. Majestät, draussen wartet ein Husar vom Regiment Puttkamer mit Depeschen.

Laß ihn herein.

Der weiße Husar steht salutierend vor dem König und nestelt ein zusammengefaltetes versiegeltes Blatt aus seiner Uniform hervor.

Zeig her!

Der König liest.

Wie heißt du?

Karl Laubert.

Du gehst morgen nach Lissa ab und sprichst in der Schloßgärtnerei um Arbeit an. Das andere weißt du!

Die Tage vergehen in unermüdlicher Arbeit. Ist Zieten noch nicht da? Des Königs Plan ist fertig:

Der Feind wird angegriffen und stünde er auf dem Zobten oder auf den Türmen von Breslau. Seinem Bruder Heinrich schildert er Beverns Unglück und den Fall von Schweidnitz:

Da hast du das Abbild der Lage, die ich nach dem Verlust von Schweidnitz und beim Einmarsch in das Land hier vorgefunden habe. Alle diese Unglücksfälle haben mich aber gar nicht niedergeschlagen. Ich marschiere meinen geraden Weg nach dem Plane, den ich mir entworfen habe. Der König überliest alles noch einmal, was er diktiert hat, und schreibt eigenhändig unter das Schriftstück: Wenn es dem Himmel gefällt, wird sich alles wieder wenden, allerdings mit großer Mühe!

Die Husarenregimenter Zieten, Puttkamer und Werner werden gemeldet. Der König steigt zu Pferde und reitet ihnen entgegen. In Front zur Straße stehen die Regimenter wie eine Mauer gegen den grauen Dezemberhimmel. Der König grüßt mit unnachahmlicher Geste, in der Ehrung, Achtung und Neigung aufklingen:

Kinder, Ihr habt viel gelitten. Aber es soll alles gut werden.

Die Offiziere blicken sich stumm an, die Mannschaften trauen ihren Ohren nicht. Der König ist gnädig, trotz der verlorenen

Bataille von Breslau. Und er soll doch über Lestwitz und Kyau Kriegsgericht abgehalten und der Fürst Moritz von Dessau soll Todesurteil für Lestwitz gefordert haben ... Der König ist gnädig zu uns trotz des Unglückes! Vivat Fridericus! Alles für unseren Fritz ...

Die Armee Bevern ist angekommen. Zieten ist da. Die Truppen von Roßbach haben die Quartiere in der Stadt und in den Dörfern geräumt. Südwestlich von Parchwitz am Abhänge der Höhen bis in die Nähe der Neumarkter Landstraße steht die langgestreckte Zeltstadt aufgebaut. Vorn am Waldesrand liegt leichte Infanterie im Verhau. Kavalleriepatrouillen streifen im Vorgelände. Auf der Landstraße marschirt ein Häuflein Soldaten, bunt zusammengewürfelte Leute, Weißröcke, blaue Monturen dazwischen, mit Gewehr die einen, die anderen ohne Waffen. Halt! Die Leute winken den Husaren zu. Überläufer aus Lissa und Breslau. Wir wollen zu Fritz. Mit dem wollen wir unser Glück versuchen. Der ist richtig!

Die Bevernschen in der Stadt haben Branntwein ausgeteilt erhalten und doppelte Essensrationen. Die Reste der zusammengeschmolzenen Regimenter sind in die Zeltstadt eingezogen. Kopf hoch, Kamerad, sagt der Tambourmajor von den Mantaußelgrenadieren zum alten Feldwebel vom Regiment Lestwitz. Von jetzt ab führt uns einer! Jetzt gibt's keinen Quatsch von Kriegsrat mehr wie bei euch vor Breslau; jetzt geht's wie am Schnürchen, wie bei Roßbach vor vier Wochen, paß mal auf!

Mensch, tief mal, da kommt der Fritz!

In die Lagergasse ist der König ingeritten. Scharf hebt sich die kleine Gestalt mit dem großen Hut auf dem hochbeinigen Schimmel gegen die Abendröte ab.

Na, Kinder, wie wird's morgen aussehen? Der Feind ist nochmal so stark als wir!

Das laß nur gut sein, es sind doch keine Pommern darunter, du weißt ja, was die können.

Ja, freilich, weiß ich das, sonst könnte ich die Bataille nicht liefern wollen. Nun schläft wohl, morgen haben wir den Feind geschlagen, oder wir sind alle tot.

Wie ein brausendes hundertfaches Echo hallt es zurück: Tot oder den Feind geschlagen.

Weiter reitet der König: Da sind die Zelte von den Kürassieren des Regiments Garde du corps: Guten Abend, Majestät, hallen die Stimmen. Ein alter Kürassier: Du, Fritz, was bringst du uns noch so spät?

Eine gute Nachricht, Kinder, ihr sollt morgen die Österreicher brav zusammenhauen.

Hol uns der Teufel, das wird sein.

Aber bedenkt nur, wie sie dort stehen und wie sie verschanzt sind . . .

Und wenn sie den Teufel um und vor sich hätten, wir schmeißen sie doch raus, führ du uns nur hin.

Na, ich will sehen, was ihr könnt. Legt euch nieder und schlaft wohl.

Gute Nacht, Fritz.

Habt ihr gehört, was der König gesagt hat? Der Fritz spricht wie unsereiner. Dem muß der Soldat gut sein! Der kennt uns, der liebt uns, der weiß, was er an uns hat; der sackelt nicht lange, wenn der uns führt und alles klappt, wenn keiner ausreißt und jeder akurat auf den Feind marschiert, dann siegen wir . . . Unser sicherer Sieg! Vivat Fridericus, vivat der König! Und unser alter Herrgott verläßt die Preußen nicht. Am Lagerfeuer hat ein Grenadier vom Regiment Hake aus Halle, ein stiller wortkarger Mann, ein schmales Büchlein aus der Tasche gezogen und liest bedächtig drin: Es sind die Losungen der Herrnhuter Brüder, die der Graf Zinzendorf Jahr um Jahr den Seinen auf den Weg gibt.

Da steht für morgen drin:

Schmüde dich schön, es müsse dir gelingen . . .

und für den 5. Dezember:

Derselbe Mann ging hinauf von seiner Stadt zu seiner Zeit, daß er anbetete und opferte.

Was die kommenden Tage auch immer bringen mögen, unseren König wird Gott behüten, unseren König, der wie ein Vater und Freund zu uns ist. Die Brüder in unseren Reihen vertrauen auf Gott und lieben den König.

Durch die Lagergassen vom Regiment Prinz Heinrich schreitet der Major von Billerbeck, an seiner Seite sein junger Freund, der Premierleutnant von Kaltenborn, der ihn besucht hat. Der alte Haudegen ist tief bewegt von dem, was er heute nachmittag erlebte.

Kaltenborn, das werde ich mein Lebtag nicht vergessen. Der König hatte die Generale und uns Stabsoffiziere nach der Tafel in sein Quartier bestellt. Da standen wir in dem großen Hofe. Wir merkten schon, als er aus dem Hause trat, seinen tiefen Ernst. All der Kummer, den er durchgemacht hatte, stand auf seinem Gesicht geschrieben, und dann fängt er an: Meine Herren, ich habe Sie hierher kommen lassen, um Ihnen erstlich für die treuen Dienste, die Sie seither dem Vaterlande und mir geleistet haben, zu danken. Ich erkenne sie mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist beinahe keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große und ehrenbringende Handlung ausgezeichnet hätte. Mich auf Ihren Mut und Erfahrung verlassend, habe ich den Plan zur Bataille gemacht, die ich morgen liefern werde und liefern muß. Ich werde gegen alle Regeln der Kunst einen beinahe zweimal stärkeren, auf Anhöhen verschanzt stehenden Feind angreifen. Ich muß es tun, oder es ist alles verloren. Wir müssen den Feind schlagen oder uns vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich auch handeln. Ist aber einer oder

der andere unter Ihnen, der nicht so denkt, der fordere hier auf der Stelle seinen Abschied. Ich werde ihm selbstigen ohne den geringsten Vorwurf geben.

Bei diesem Satze hielt er inne. Wir hatten ihn nicht aus den Augen gelassen. Wir hingen an seinen Worten, sahen die Träne in seinem Auge. Kaltenborn, ich sag ihm, uns alten Kerlen liefen selber die Tränen die Backen runter, ich mußte auf einmal an das ganze vergangene Jahr denken, an Prag und Schwerin, an das Unglück von Kolin, an die gloriöse Bataille von Rossbach, und ich konnt mir nicht helfen, ich sagte ganz laut in die Stille hinein: Das müßte ja ein infamer Hundsfott sein. . . Und dann sprach er weiter mit einem Lächeln, Kaltenborn, Er weiß ja, wie der König lächeln kann, da hat er sie einfach alle in der Hand, da kann ihm keiner entgehen.

Ich habe vermutet, daß mich keiner von Ihnen verlassen würde. Ich rechne nun also ganz auf Ihre treue Hilfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie nicht für das, was Sie morgen tun werden, belohnen können, so wird es unser Vaterland tun. Gehen Sie nun ins Lager und sagen Sie das, was ich Ihnen hier gesagt habe, Ihren Regimentern und versichern Sie ihnen dabei, ich würde jedes genau beobachten.

Und dann erhob er seine helle Stimme, und die Augen, Kaltenborn, die Augen, denen man nicht ausweichen kann, die sprachen mit:

Das Regiment Kavallerie, was nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich à corps perdu in den Feind hineinstürzt, laß ich gleich nach der Bataille abziehen und mach es zu einem Garnisonregiment. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stoßen anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich laß ihm die Borten von der Montierung schneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren, morgen um diese Zeit haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder! —

Der alte Billerbeck hat Tränen in den Augen. Kaltenborn, das war ein Augenblick, den ich bis an mein Ende nicht vergessen werde. Ich habe des Königs Worte vorhin meinen Leuten bekanntgegeben. Er sieht ja, wie sie zünden.

Drüben am andern Ausgang des Feldlagers nach der Stadt zu reitet der König. Immer aufs neue brausen die Rufe der Soldaten auf: Vivat der König, vivat! Gute Nacht, Fritz! Unser sicherer Sieg! ... Und in der Ferne verhallt der Ruf in die Dezembernacht: Sieg ... Sieg!





Baron von Mudrach auf Lissa hat alle Hände voll zu tun. Seit Wochen ist seine Durchlaucht, der Prinz Karl von Lothringen, der Bruder des Kaisers, bei ihm im Quartier mit seinem Stabe. Das war ein Feiern nach der siegreichen Bataille von Breslau am 22. November! Gott sei Dank, daß das neue Schloß unverfehrt blieb in der Schlacht, die man den ganzen Tag hörte von Pilsnitz herüber und Goldschmieden bis in die sinkende Nacht. Prinz Karl ist ein leutseliger Herr, der einen guten Tropfen liebt, gerade so wie seine Generale. Jetzt liegen sie wieder beim Baron im Quartier, seit Breslau genommen. Er war mit in der Stadt gewesen und hatte dem feierlichen Hochamt im Dom beigewohnt, das der Fürstbischof von Schaffgotsch zelebrierte. Hatte der sich nicht besonderer Gunst des Königs von Preußen erfreut? Breslau ist wieder gut kaiserlich. Selbst in der Elisabethkirche hat der Herr Kircheninspektor Burg in einem Dankgottesdienst eine erbauliche Predigt gehalten über die wahre Andacht einer Stadt, die Gott wieder unter das alte Zepter zurückgeführt hat.

Nun ist das Schloß zu Lissa wieder voll bis unter das Dach. Vor dem Portale stehen die Wachtposten vom Regiment Karl von Lothringen, die wechseln ab mit den Grenadieren vom Regiment Leopold Daun. Der Baron hat seinen Gärtner kommen lassen. Der Tafelschmuck muß heute ganz besonders gut ausfallen. Der Prinz liebt rote Nelken. Hat Er genug Leute? Er soll eine junge Kraft einstellen, die Ihm hilft. Der alte Gärtner ist glücklich, dem Herrn Baron melden zu können, daß gestern ein junger, starker Gärtnerbursche angekommen ist, der recht anstellig seine Sache macht. Eil Er sich, heute abend ist große Tafel.

Der alte Gärtner und sein neuer Gehilfe stellen die frischgeschnittenen Nelken aus der Orangerie in die Tafelaufsätze und Vasen. Das ist eine Arbeit, sechs Aufsätze und sechzig Gedeeke. Hurtig und leise. Wir dürfen uns nicht hören und sehen lassen. Aus dem kleinen Saale nebenan hallen die Stimmen. Da geht's ja laut zu, wie die sich ereifern! Halt's Maul, sei still, das ist der Kriegsrat. Seit heute mittag zanken sie sich schon. Die Kaiserliche Durchlaucht von Lothringen und der große Feldmarschall Graf Daun haben sich wieder einmal bei den Haaren, und jeder hat seinen Anhang.

Hörst du, der so langsam wie ein Pastor spricht, das ist der Daun. Jetzt, der mit der hellen Stimme, der so hitzig ist, das ist der Prinz Karl. Jetzt spricht wieder einer, so ganz schnell, jetzt lachen sie alle, jetzt rufen sie: Vivat Maria Theres. Machen wir nur, daß wir fertig werden.

Die Türen werden aufgerissen, eine Gruppe von Offizieren geht durch den Saal. Die Gärtner drücken sich in eine Fensterbank und raffen ihre Blumenkörbe zusammen; der junge Gehilfe fängt die Worte auf: Die Potsdamer Wachtparade, wir werden sie jagen, ha, ha. Morgen marschieren wir. Auf Wiedersehen in Neumarkt! Au revoir!

Die Tafel ist geschmückt; der alte Gärtner überprüft sein Werk. Da fehlt ja noch ein Aufsatz. Karl, lauf schnell und hol die letzten Nelken, ich warte hier. Aber spute dich und komme bald wieder.

Der Alte wartet und wartet, endlich geht er selber in die Orangerie, der Karl ist spurlos verschwunden. —

Auf der Landstraße hinter Neumarkt marschiert Karl Laubert durch die Nacht. Die Stadt hat er umgangen. Die war vollgepfropft mit Kroaten, die zur Bedeckung der großen Feldbäckerei dienten. Über Neumarkt rauchen die Schornsteine. Der Nachtwind weht den Geruch von Holzfeuer und den Duft von frischgebackenen Broten durch die winterliche Luft. Karl

Laubert marschiert. Er muß noch heute vor Tagesgrauen in Parčwitz sein. Endlich sieht er Lagerfeuer durch die Dunkelheit schimmern, und schon ruft ihn die Husarenpatrouille an. Er steht. Werner-Husaren sind's.

Wo willst du hin? Zum Regiment Puttkamer. Kann jeder sagen. Zum Oberst muß ich. Wir werden dich schon haben. Ihr müßt mich heute Nacht noch hinbringen, ich hab Meldung zu machen.

Der Mann ruht nicht eher, bis er in die Zeltstadt gebracht wird. Endlich! Laubert, allons, allons. Aus dem Gärtnersmann wird des Königs Husar. Von einem Leutnant begleitet, geht's nach Parčwitz hinein. Das Städtlein und seine Einquartierung schläft. In den Ställen flirren leise die Pferdeketten. Vor des Königs Quartier schreiten die Wachen auf und ab. Oben wird schon Licht. Die dritte Morgenstunde ist vorüber. Des Königs Arbeit beginnt. Endlich ist der große Aktenstoß erledigt.

Also, Eichel, Er geht mit den Staatsakten nach Glogau und wartet dort alles andere ab. Reise Er glücklich.

Der Geheime Kabinettsrat schluckt, räuspert sich und will danken. Die Tränen stehen ihm in den Augen. Der König tritt rasch auf ihn zu und gibt ihm die Hand:

Leb Er wohl, mein lieber Eichel, leb Er wohl! . . .

Karl Laubert wartet im Vorzimmer. Sein Leutnant spricht mit dem Adjutant vom Dienst. Nach einer kleinen Viertelstunde wird der Husar gerufen und steht vor seinem Könige. Der ist über den Tisch gebeugt und überprüft noch einmal die Marschordnung für den heutigen Tag. Der König hört dem Bericht seines Husaren aufmerksam zu.

Wobersnow, hat Er gehört? Wachtparade! . . . Wachtparade! Werden den Herren schon zeigen, was die kann!

Pause. Die Schnupftabakdose klappert.

Gut, mein Sohn, du wirst mich heute bei deinen Kameraden sehen.

Karl Laubert ist entlassen.

Wobersnow, was ist heute für ein Wochentag?

Sonntag, Ew. Majestät.

Sind die Brotrationen verteilt?

Die ganze Armee ist versorgt.

Komm Er, Wobersnow, wir brechen auf . . . Wachtparade!

Die Armee steht in Marschordnung. In vier Kolonnen zieht sie auf Neumarkt zu. Der König ist ganz vorn bei der Avantgarde und reitet mit seinen Husaren auf der großen Landstraße. Hinter ihm marschieren 55 Schwadronen Kavallerie und die drei Freibataillone Le Noble, Kalben und Angenelli. Das sind die leichten Truppen, die erst voriges Jahr aufgestellt worden sind. Sie sollen beim Angriff das Vortreffen bilden, dreist auf den Feind losgehen in looserer Ordnung und die wahren Angriffstruppen verdecken. Dann folgen 2 Kompagnien Fußjäger. Das sind alles sichere Schützen, die ihren Mann aufs Korn nehmen. Aber die Hauptarbeit des Angriffs auf den verschanzten Feind haben die 800 Freiwilligen aus der Infanterie und die 9 Bataillone. Da marschieren die Manteuffel-Grenadiere, die Pommern unter Generalmajor von Kaldreuth, die der König noch gestern im Lager besuchte. Dann folgen unter Generalmajor von der Goltz die Grenadierbataillone Wedell und Heyden. Prinz Karl von Bevern führt die Bornstedt- und Assenburg-Musketierte. Den Beschluß bilden die Bataillone Ihenpliz, geführt von Generalmajor von Lattorf, und das Bataillon Meyerind, geführt von Generalmajor von Wedell.

Der Dezembermorgen graut. Drüben zur Linken grühen in der Senke des weiten Odertales die Doppeltürme von Kloster Leubus über die schwarzen Wipfel der winterlichen Eichenwälder. Der König ist mit seinen Husaren schon weit voraus. Dort, wo die Straße die bewaldeten Höhen vor Neumarkt erklimmt, kann man die Schwadronen deutlich unterscheiden. Da leuchtet das Blau, das Rot und das Grün der marschierenden

Regimenter. Der junge Generalleutnant Prinz Friedrich Eugen von Württemberg führt die Kavallerie der Vorhut. Die Husarenpatrouillen streifen weit voraus.

Meldung: Neumarkt ist besetzt, die Stadttore sind verschlossen.

Der König hält an der Spitze der Vorhut dort, wo die Straße den Wald verläßt. Da liegt zwischen den weiten unmerklichen Bodenwellen eingebettet die Stadt. Hoch über den Dächern der mächtige Glockenturm der Pfarrkirche, der, getrennt vom Gotteshaus, wie ein gewaltiger viereckiger Wehrturm mit seinen Zinnen aufragt. Jenseits der Stadt dehnen sich die hochgelegenen Felder. Der König blickt eine ganze Weile angespannt hinunter.

Meldung: Die feindliche Feldbäckerei ist vollkommen eingerichtet, der Ort ist von Kroaten besetzt, die gesamte Kaiserliche Armee wird erwartet.

Prinz Friedrich Eugen, sehen Sie die Höhen jenseits? Die müssen wir haben. Der Feind darf sich dort nicht festsetzen. Ich kenne die Position aus den Manövern. Dahinter liegt Kammendorf. Das ist der geeignete Lagerplatz für die Armee. Also, Neumarkt ist zu nehmen. Außerdem ist die Feldbäckerei der Kaiserlichen kein schlechter Bissen.

Generalmajor von Stechow! Infanterie habe ich nicht, Kanonen auch nicht. Die Husaren müssen es machen. Ihr laßt mindestens fünf Schwadronen absitzen, vorrücken, Stadttore sprengen; ein Regiment Husaren im Karriere in die Stadt, die wird besetzt.

Prinz Friedrich, Sie gehen mit zwei Regimentern beiderseits um Neumarkt herum und gewinnen die Breslauer Vorstadt. Der Feind wird in die Zange genommen und geschlagen. Verstehen Sie — geschlagen!

Und nun rollt alles mit der Genauigkeit eines Uhrwerkes ab. Kaum sind die tiefen Trompetensignale zum Anmarsch ver-

flungen, da setzt sich die Avantgarde der gesamten Kavallerie in drei Kolonnen in Bewegung. Da knattern schon die ersten Schüsse, da sprengt ein Regiment Husaren im Karriere die Liegnitzer Straße entlang und verschwindet im Tor. Schwadron auf Schwadron füllt urplötzlich die Straßen der Stadt. Das ist ein Rennen! Die Bäcker! Die Brote! Die Wagen, die Pferde, Kroaten, Panduren, die Bäckerei! Heraus aus der Stadt! Die Preußen sind da! Auf die Höhe, zum Angriff formieren!

Da brechen auch schon die preußischen Husaren aus der Stadt heraus, da reiten neue Regimenter von beiden Flanken zum Angriff vor. Schon ist die Breslauer Vorstadt vom Feinde besetzt; ja, sind denn die Preußen überall?

Die österreichischen Ingenieuroffiziere, die den Lagerplatz abstecken, halten verblüfft mit ihrer Arbeit inne.

Packt nur wieder auf. Hier wird's halter nix mit dem Lager, rufen ihnen die Reiteroffiziere zu. Die Wagen rollen im Trab ab, zurück zur Armee. Die Ingenieuroffiziere sind aufgesessen und traben die Straße entlang.

Es ist halt mal wieder nichts mit dem Vorrücken. Es wäre schon besser gewesen, des Prinzen Durchlaucht hätte auf den Daun gehört. Ja, der Leopold Daun, der hat schon recht mit den guten Stellungen. Sogar der Serbelloni, Kamerad, der Feldmarschallleutnant, der sonst so für die Offensive ist, soll gesagt haben: Gerade heuer ist das Cunctieren ausgesprochen notwendig.

Ja, schau, aber der Prinz, der muß doch jetzt vorangehen und die Gelegenheit nutzen, wo der König von Preußen so schwach ist, wo der Bavern geschlagen; wir haben ihn doch in der Tasche. Der Graf Lucchesi hat ganz recht; der hat gesagt: Wir haben alle Trümpfe in der Hand; wenn eine so redoutable Kriegsmacht wie unsere Armee nicht vorrückt, das wär eine Schande. Und der König von Preußen, der wird's ja nicht wagen, mit einer Handvoll von Leuten mit uns anzubandeln.

Ja, täusch dich nur nicht, Kamerad, er hat schon angebandelt; das kommt davon, wenn man die Feldbäckerei als Avantgarde vorschießt! Der Preuße hat Husaren als Avantgarde, aber keine Feldbäcker. Schade um die schöne Menage, schade um die guten weißen Brote! Schau dich um, wir müssen Galopp reiten. Da sind ja die verfluchten Preußen schon hinter uns. Galopp! Galopp!

Der König reitet durch Neumarkt. Die Straßen sind vom Feinde frei. Nur die Kolonnen der gefangenen Panduren und Kroaten werden vorbeigeführt. Vor den Türen der Bürgerhäuser werden die frischgebackenen Brote aufgeladen. Da kommen wieder Kolonnen von gefangenen Kroaten, und dort — der König sieht alles: ein preußischer Musketier, von Husaren eskortiert. Ein Deserteur.

Warum hast du mich denn verlassen?

Ach Gott, Ew. Majestät, es stand zu schlimm mit uns! —

Dem armen Kerl war alles gleich. Er sah sich schon fusiliert, und das gab ihm den Galgenhumor.

Na, wir wollen's nochmal miteinander versuchen. Werden wir geschlagen, so laufen wir morgen alle beide.

Der König ist guten Mutes. Auf alle Fälle hat der Laubert richtig gehört. Der Feind ist im Vormarsch.

Neue Meldung: Der Prinz Karl von Lothringen hat das Lager vor Breslau abgebrochen, Lohe und Schweidnitzer Wasser werden überschritten.

Am Ausgange von Neumarkt meldet der junge Prinz Friedrich Eugen dem Könige die siegreiche Affäre: Ich bin glücklich, Ew. Majestät zu melden, der Feind ist geschlagen, 600 Gefangene und eine Kanone sind eingebracht, die Feldbäckerei mit allem Vorrat ist unser.

Das ist ein glücklicher Sonntag.

Prinz Friedrich Eugen, Ihr übernehmt den Befehl der Avantgarde. Die geht eine halbe Meile vor und lagert. Die gesamte

Kavallerie und die schwere Artillerie passiert die Stadt und lagert auf der Höhe. Die Armee kantoniert in Neumarkt und Frankenthal und lagert vor der Stadt. Das Hauptquartier ist Neumarkt. Wobersnow, such Er mir ein honettes Logement! —

Am Lissaer Schlosse vorbei marschieren die Regimenter der Kaiserin. Dampf dröhnt die hölzerne Brücke über dem Schweidnitzer Wasser vom Hall der Hufe und vom Rollen der Räder. Regiment auf Regiment mit seinen Bataillonsgeschützen und den schweren Stücken ist die Straße entlang gezogen. Oben im Schloß ist alles erleuchtet. Da sprengen von Saara her Kroaten in den Schloßhof.

Meldung: Die Preußen haben die Feldbäckerei weggenommen und Neumarkt besetzt. Wir haben 600 Mann an Gefangenen und 100 Tote verloren.

Der Prinz ist außer sich. Die Herren Generale werden befohlen. Kriegsrat: Die Armee marschirt! — Jetzt aufs neue hinter die beiden Bäche, das Schweidnitzer Wasser und die Lohe, zurückzugehen ist unmöglich.

Die Landkarten liegen ausgebreitet. Das ist die Neumarkter Stellung, die die Armee beziehen sollte. Die ist verloren. Der Feind rückt an. Wo sind die nächsten Dörfer als Stützpunkte? Wo sind die Höhen als Stellungen, Wälder, Bäche und Sümpfe als Deckungen? Da liegt vor uns: rechter Flügel Nippen, Flankendeckung: der Zettelbusch, Zentrum: Frobelwitz bis Leuthen, linker Flügel: Sagschütz mit starken Hügeln, zurückgebogene Flankendeckung: der Kaulbusch und der Mittelteich von Gohlau. Bis dorthin könnte die Armee heute abend marschieren und die feste Stellung einnehmen. Das Gepäck bleibt zurück. Wo steht der Feldmarschalleutnant Graf Nostitz, der die Feldbäckerei schützen sollte? Der ist bis über Borne an der Straße nach Neumarkt vorgerückt, hat vor dem Dorf die zurückflutenden Kroaten aufgefangen und ein Lager bezogen.

Also das Beste ist, wir besetzen die Linie Nippern—Sagschüh. Da ist der Breslauer Berg bei Frobelswiz, der höchste Punkt; der wird mit 8 Geschützen besetzt. Die Höhe dort nördlich von Frobelswiz ebenfalls mit 8 Geschützen. Der Graf von Nádasdy und der Herzog von Ahremberg bleiben mit ihren Völkern in der Reserve.

Graf Nádasdy, Ihr habt Württemberger bei Euerm Korps. Habt Ihr auch die Zuverlässigkeit der Mannschaften und der Offiziere erprobt? Die Offiziere sollen preußisch gesinnt sein. Obacht geben auf die gefangenen Preußen und auf die Briefe der Offiziere!

Wir werden halt heute abend noch vorrücken müssen, lieber Baron Mudrach. Das Nachtquartier wird nicht so gut sein wie bei Euch in Lissa. Ich will schauen, wo die Quartiermeister sind. Die Truppen müssen heute nacht noch ihre Stellungen beziehen.

Die Armee der Kaiserin-Königin marschirt. Endlos scheinen die Kolonnen. Die Nacht beginnt. Der Herzog von Ahremberg ist nach Norden hinter den rechten Flügel abgebogen und hat mit seinem Reservekorps bei Saarawenze sein Lager aufgeschlagen.

Ist denn Nádasdy noch nicht da? Endlich um 8 Uhr rückt auch sein Korps die Straße durch den Lissaer Wald nach vorn. Wo bleiben die Befehle? Wo ist denn das Hauptquartier? Kein Stroh, kein Holz für die Nacht, kein Brot. Das Lager wird am Waldrande abgesteckt. Dort vorn brennen die Wachtfeuer; in langen Linien schimmern sie durch die Nacht und beleuchten die Dörfer. Das Nest hier vor uns muß Leuthen sein. Da ist ja schon alles in Stellung. Die haben's gut, die haben Holz und Stroh. Ja, sind denn die Württemberger immer noch nicht da? Drüben vom Leuthener Kirchturm hat es die elfte Stunde geschlagen. Lange schon ist der Zapfenstreich verklungen. Die fernen Wachtfeuer leuchten. Endlich sind die

sechstausend Mann Württemberger auch noch eingerückt. Seht zu, wie ihr zurechtkommt, müßt im Walde kampieren wie wir! —

Im Dorfkretscham von Saara ist ein ununterbrochenes Kommen und Gehen. Seit den Morgenstunden ist die gewaltige Armee vorbeimarschirt. Immer neue Regimenter, Fußvolf und Reiter. Das alte Gasthaus ist voller Offiziere. Der Kretschmer, der Platsch Johann, muß schaffen, was er austreiben kann. Da kommen Bagagewagen mit Vorräten unter den hochgewölbten Plaudeden. Da fahren vornehme Feldequipagen auf. Alle Ställe sind voll. Alles muß heraus. Platz für die Reit- und Kutschpferde Seiner Durchlaucht, des Prinzen Karl!

Die junge Wirtsfrau steht am Herde. Die älteren Mädcl helfen mit, was das Zeug hält. Das jüngste Kind liegt im Korb. Was wird nur das Jahr noch bringen, was wird alles passiert sein, wenn das Kleine ankommt im Frühjahr? Im Herde prasselt helles Feuer. Der große grüne Kachelofen sprüht vor Hitze.

Immer neue Offiziere treten ein. Feine Herren; ganz erfroren. Die stellen sich gleich an den Ofen und wärmen sich die Hände. Da kommt endlich der Ungarwein. Der hohe Herr ist zufrieden. Das tröstet über das armselige Quartier.

Meine Herren! Die Kaiserin! Divat Maria Theres! hallt es durch die niedrige Gaststube.

Morgen verjagen wir den Brandenburger mit seiner Wachtparade von Potsdam! Der dicke Feldmarschall mit der starken Nase sagt kein Wort, trinkt bedächtig Bescheid und denkt: Wären wir nur lieber im festen Lager geblieben! Wer weiß, was der morgige Tag bringt. Jetzt haben wir die gute Stellung aufgegeben, und der Feind regt sich und attackiert sogar unsere Vorhut. Wer weiß, was wir noch für Überraschungen erleben!

Herr Feldmarschall, trinken wir auf die Breslauer Bataille! Morgen geben wir dem Könige von Preußen den Rest.

Die Batterie der Flaschen wächst an, die Stimmen werden immer lauter, die Hitze steigt, die Köpfe röten sich, Wiße und Gelächter, Streit und scharfe Worte. So geht es noch lange bis in die sinkende Nacht.

Zu Neumarkt im Hause am Ring Nr. 6 warten die Generäle auf die Paroleausgabe. Die Unterhaltung wird im Flüster-tone geführt. Nebenan arbeitet der König. Das dauert heute wieder! Zwei Stunden warten wir schon. Wer ist denn jetzt noch bei ihm? Die Tür öffnet sich. Der König ist eingetreten. Die Paroleausgabe beginnt. Der lange Rohr beugt sich zum Prinzen Schönaiß: Ew. Durchlaucht belieben?

Der König ist ja ordentlich fröhlich heute, na, Gott sei Dank! Habt Ihr gehört, was er eben zum Braunschweiger gesagt hat? Der Fuchs ist aus dem Loche, nun will ich auch seinen Übermut bestrafen. Also morgen gibt es was. Das war heut ein guter Anfang.

Der König erteilt die Marschbefehle: Der Feind rückt auf uns zu und scheint uns die Schlacht anbieten zu wollen. Die Armee steht morgen früh 4Uhr unter Gewehr. Generalmarsch wird nicht geschlagen. Das Signal Locken ist das Zeichen zum Aufbruch. Gute Nacht, meine Herren!





uf den Feldern vor Kammendorf hat die Kavallerie der Vorhut ihr Lager bezogen. Die Posten spähen nach den Wachtfeuern hinüber, die drüben von Borne her durch die Nacht leuchten. Morgen sind wir am Feind. Wir werden ihn schlagen wie gestern bei Neumarkt. Eine klare Dezembernacht. Der Himmel ist ganz von Sternen besät, nach Mitternacht aber bezieht sich der Horizont. Es fängt an zu schneien. Die dritte Morgenstunde ist vorüber, da tönen die abgerissenen kurzen Signale der Pfeifer durch die Nacht. Die Zeltstadt ist verschwunden; so schnell ist sie abgebrochen wie bei Roßbach!

Du, Kamerad, das ist gerade einen Monat her, daß wir die Franzosen jagten; heute ist wieder der fünfte, da wollen wir den Österreichern zeigen, daß wir reiten können und siegen.

Die Regimenter stehen marschbereit. Auf der Höhe halten die Schwadronen der Zieten- und der Puttkamerhusaren, die Seydlitz- und die Szekely-Husaren, die Sieger von Roßbach und die Württemberg-Drägoner, die braven Pommern, des jungen Prinzen Friedrich Eugen Regiment.

Bei der Bespannung der schweren Zwölfspfünder aus Glogau steht der junge Bombardier Tempelhoff. Bei der Infanterie hat es ihn nicht mehr gelitten. Das Geschütz, das gewaltige, hat ihn in seinen Bann gezogen. Wenn wir sie nur bei Breslau gehabt hätten, die schweren Stücke . . . und er denkt daran, wie der Herr Obrist von Osten fiel. Das erste Bataillon hat einen neuen Chef bekommen, den Herrn Obrist von Moeller, das schlesische Bataillon, das dritte, kommandiert der Herr Obrist von Merkaß. Heut werden sie Arbeit

bekommen, die mächtigen Kanonen . . . Sein Blick streichelt liebevoll die blankgeputzten, schön gegossenen Rohre. Wie des Königs Namenszug glänzt und die Inschrift *ultima ratio regis*. Ja, du bist des Königs letztes Wort, du blinkende, prächtige, heilige Waffe. Sankt Barbara schützt uns an diesem Wintertag!

Da hallen die Kommandos: Aufgefessen, marschiert an! Die Säule ziehen an, die Kanoniere greifen in die Speichen, die Stücke rumpeln über den leichtgefrorenen Boden, den der frischgefallene Schnee wie ein zerfetztes Linnentuch bedeckt.

Die Infanterie ist herangerückt, die ganze Armee marschiert. Der Morgen graut; wo sind denn die Wachtfeuer hin, die da vorn auf den Hügeln geleuchtet? Der Feind hat seine Stellung gewechselt, der rückt auf uns los. In Gottes Namen, wir sind bereit. Heran an den Feind!

Du, Tempelhoff, sagt der alte Bombardier zu des Königs jüngstem Artilleristen, heute kriegen wir Arbeit! Wie wir sie brüllen lassen werden, unsere blitzblanken Stücke!

Hinter den Munitionswagen tauchen die Spitzen der Infanterieregimenter auf. Die Kolonnen singen, die Feldmusik begleitet die Weise. Feierlich hallen die Töne der getragenen Melodie durch die Dämmerung des Wintertages.

Vorne bei den Husaren am linken Flügel reitet der König mit seinem Gefolge. Er hält sein Pferd an.

Oppen, hört Er? Was ist das für ein Getöse?

Majestät, die Truppen singen ein geistlich Morgenlied. Soll ich hinreiten, daß es unterbleibt?

Nein, bleib Er hier. Oppen, wie heißt das Lied?

Der Adjutant horcht. Das ist die alte Weise: O Gott, du frommer Gott. Jetzt hat er's zusammen. Da singen sie den zweiten Vers:

Gib, daß ich tu mit Fleiß,
Was mir zu tun gebühret,
Wozu mich dein Befehl
In meinem Stande führet;
Gib, daß ich's tue bald,
Zu der Zeit, da ich soll,
Und wenn ich's tu, so gib,
Daß es gerate wohl.

Friedrich schweigt. Gerade verflingen die letzten Takte.
Und wenn ich's tu, so gib,
Daß es gerate wohl.

In Gedanken versunken, mit gläubigen, in die Weite sinnenden Augen reitet dicht beim Könige der Generalleutnant von Zieten, der fromme Mann.

Meint Er nicht, daß ich mit solchen Leuten heute siegen werde? Der Generalleutnant sieht seinem königlichen Herrn gerade in die Augen, nicht in ergriffenem Schweigen und will erwidern. Da unterbricht der Adjutant das Gespräch:

Meldung der Patrouillen: feindliche Reiterei ist in Sicht.

Halten zu Gnaden, Ew. Majestät, ich bitte sich fünfzig meiner Husaren zur persönlichen Bedeckung anvertrauen zu wollen.

Der König nickt dem treuen Zieten zu und ruft den jungen Rittmeister heran:

Hör Er, ich werde mich heute bei der Bataille mehr aussetzen müssen als sonst. Er verläßt mich nicht und gibt acht, daß ich nicht der Kanaille in die Hände falle. Bleibe ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt keinem ein Wort. Hört er wohl: keinem ein Wort. Die Schlacht geht weiter, und der Feind — der wird geschlagen.

Das Dorf Borne taucht aus dem Dezembernebel auf, und dort vor dem Dorf steht in langen Reihen feindliche Reiterei aufmarschiert. Ihr linker Flügel lehnt an einen Kiefernwald,

der zur Rechten der preußischen Avantgarde sich dehnt, ihr rechter Flügel ist zurückgebogen und scheint sich in der Ferne zu verlieren.

Da haben wir einen Flügel der großen Armee. Prinz Friedrich Eugen, die Kavallerie der Vorhut marschiert auf.

Wie auf dem Paradesfeld schwenken die Marschkolonnen in Front. Die Reihen der preußischen Kavallerieregimenter stehen ausgerichtet. Prinz Friedrich Eugens blaue Dragoner mit der Silberadjustierung blinken im Grau des frühen Tages; das Rot der Zietenhusaren und der Stolper Seydlitzhusaren leuchtet durch den Nebel. Da steht das Husarenregiment Puttkamer aus Trebnitz, die Blau-weißen sind's. Und dort die Grünen aus Militzsch und die braunen Werner-Husaren aus Pleß.

Von der feindlichen Front her jagt eine Patrouille zurück.

Meldung: Vor Borne steht Generalleutnant Graf Nostitz mit vier Regimentern Sachsen und zwei Regimentern kaiserlicher Husaren.

Jetzt weiß der König: vor uns stehen die Sieger von Kolin. Das sind die Chevaurleger-Regimenter Prinz Albrecht, Graf Brühl und Prinz Karl. Der König läßt die Infanterie der Avantgarde weitermarschieren. Richtungspunkt: das Gehölz rechts von Borne. Neun Bataillone werden vorgezogen, um den rechten Flügel der aufmarschierenden Kavallerie zu decken, drei Bataillone bleiben hinter der Reiterei zurück.

Auf der Höhe vor Borne hält Graf Nostitz untätig still. Die preußische Reiterei rückt an. Verstärkung muß herbei. Der Graf hat Infanterie beim Prinzen Karl angefordert. Die Preußen rücken an. Der Oberfeldherr lehnt die Verstärkung ab. Nostitz verfärbt sich. Die Form der Ablehnung ist kränkend. Zurückziehen soll er sich. Das tut kein tapferer Soldat.

An der Spitze des Regimentes Prinz Karl hält der Reiter von Kolin, Oberstleutnant von Bendorff! Zurückziehen?

Die Schmach! Wie bei Kolin, als er Dauns Befehl erhielt . . . Wir denken nicht daran, wir warten . . . Doch nun nützt es nichts mehr. Zu spät hat der General wenden lassen. In langen Linien ziehen sich die Reiter zurück. Da sind die preußischen Husaren schon heran. Im Nu sind die Regimenter zerstreut. Das verdammte Borne hält auf. Da sind die Husaren schon in der Flanke. Der tapfere Kostitz will die Regimenter sammeln. Umsonst! Die fliehen wie von Furien gejagt auf Heidau zu, über Heidau hinaus, die preußischen Husaren im Karriere hinterdrein . . . bis dicht vor die Linie der österreichischen Armee.

Zum Sammeln blasen! Wir brauchen heute noch jeden Mann. Zum Sammeln . . .! Endlich stehen die Regimenter.

Der König ist ein ganzes Stück über Borne hinausgeritten. Steht die Kavallerie endlich?

Ihr habt euch brav benommen, jetzt geht's in die Reserve! Die andern wollen auch noch was zu tun haben, Krusemark, die Verluste?

Dreißig Mann, Ew. Majestät.

Da bringen die ersten Regimenter drei feindliche Standarten ein. Der König salutiert.

In Borne werden die Gefangenen gesammelt.

Prinz Friedrich, die Gefangenen werden an den marschierenden Kolonnen meiner Armee entlanggeführt und nach Neumarkt gelegt. Sind die Gefangenen gezählt?

Elf Offiziers, 540 Mann.

Die Kolonnen der Hauptarmee sind inzwischen heranzumarschiert, als ob die Avantgarde überhaupt nicht im Kampfe gestanden hätte.

Der junge Bombardier bei dem schweren Geschütz, das jetzt durch Borne geht, sieht bewundernd auf die marschierende Armee. Ein prachtvolles Bild! Wie abgezirkelt marschieren sie. Die Spitzen alle in gleicher Höhe; die Abstände alle ganz

gleich gehalten, damit Platz ist zum Aufmarschieren wie bei der Parade . . .

Zwischen Borne und Heidau hat sich die Kavallerie gesammelt. Der König läßt die Freibataillone Angenelli, Kalbe, Le Noble und die beiden Kompagnien Fußjäger, die bei der Avantgarde marschieren, in Borne zurück mit dem Befehl, den rechten Flügel des österreichischen Heeres gegen Nipern zu beunruhigen. Im Zettelbusch liegen Kroaten bis vorn am Priegswasser in den Sümpfen. Die müssen in ständiger Unruhe gehalten werden. Aber nicht zu sehr mit dem Feinde anlegen.

Die Bauern von Borne sehen ihren König wieder. Wie oft ist er in den Friedensjahren im Reisewagen durch ihr Dorf gefahren auf Breslau zu. Unser allergnädigster König ist wieder unter uns. Der wird die kaiserlichen Völker schon vertreiben. Die Bauern wissen alles. Keine halbe Meile von unserem Dorf bei Grobelwih, da soll die ganze Armee des Prinzen Karl stehen.

Vorwärts, meine Herren, das ist ja unser altes Manövergelände. Wobersnow, reit Er zum Fürsten Moriz von Anhalt, der soll mich begleiten.



rüben im Kretscham zu Saara wird es lebendig. In aller Frühe, noch vor Tage, ist der Feldmarschall Graf Leopold Daun aufgebrochen und hat die Stellungen abgeritten. Über Krampitz und Gußerwih geht der Weg, dort stehen die Reserven unter dem Herzog von Ahremberg. Die Grenadierkompagnien bilden den äußersten rechten Flügel und lehnen sich

an das Dorf Nippen an, das zwischen den Wäldern hervorlugt. Vor der Stellung liegt der Zettelbusch. Davor dehnt sich das Sumpfgelände des Priegswassers. Hier kommt der Feind nicht durch. Die Stellung ist gesichert. Südlich davon steht die Kavallerie in zwei Treffen aufmarschiert: Dort halten die Erzherzog-Josef-Drägoner und das Drägonerregiment Benedikt Daun. Dort steht der General Graf Lucchesi mit seinem Kürassierregiment, dort halten die Erzherzog-Leopold-Kürassiere, die Stampach- und Löwenstein-Kürassiere, die Drägoner-Regimenter Württemberg, Serbelloni und Anhalt-Zerbst. Die Stellung ist gut. Der linke Flügel der Reiterei ist an einen Berg angelehnt. Hier gehört Artillerie hin. Acht Geschütze werden in Stellung gebracht. Des Marschalls Blick gleitet über die Infanterie, des Kaiserhauses Stolz. Da stehen die kampferprobten Truppen, die ruhmreichen Regimenter in doppelter Linie. Bataillon an Bataillon, so weit das Auge reicht bis südlich von Leuthen. Das Dorf Grobelwitz liegt vor der Front. Der Feldmarschall passiert die Breslauer Landstraße und reitet zum Windmühlenberg südlich von Grobelwitz. Des Windmüllers Haus ist voller Offiziere. Meldereiter preschen an und jagen davon.

Der Herr Feldmarschall! . . . Der Müller wird gerufen.

Nun sind ja die Kaiserlichen glücklich auf meinem Acker; alles aufgefressen, kein Saß Mehl mehr, kein Stück Brot. Alles Vieh haben sie geschlachtet, kein Huhn ist mehr im Stalle. Wenn die Großen um die Provinzen spielen, sind wir der Einsatz, wir müssen es ausbaden, wir und die Soldaten. Wo sind die Jahre hin, wo der König hier oben Manöver abhielt und alles auf Heller und Pfennig bezahlt wurde, was die Soldaten brauchten? Von den Kaiserlichen kriegen wir keinen Böhm mehr ersetzt . . .

Müller, wie heißt denn hier der Berg, auf dem Eure Mühle steht? Wir heißen ihn den Breslauer.

Der Müller denkt: ich will ihm was erzählen, wo er dran fauen kann. Und er meint, als dächt' er sich nichts Böses:

Das ist hier der Berg, wo unser König im Manöver immer die Oesterreicher runterjagt.

Die Offiziere sehen sich verlegen an.

So, so.

Der Marschall reitet ein Stück weiter.

Der Breslauer Berg ist mit zwei Batterien zu bestücken. Die Mühle wird besetzt gehalten. Paßt auf den Müller auf, der darf sich nicht fortrühren.

Leopold Daun reitet die Infanteriestellungen entlang. — 44 Bataillone stehen unter Gewehr. An Leuthen vorbei geht der Ritt, auf Sagschüh zu. Dort steht der General Graf Nádasdy, der Banus von Kroatien. Der sollte mit seinen Truppen tags zuvor das dritte Treffen bilden und lag deshalb am Waldesrand bei Rathen. Der Ungar stand nicht in besonderer Gunst beim Prinzen Karl von Lothringen. Leopold Daun ist anderer Meinung. Der linke Flügel hängt in der Luft. Hier muß Nádasdy vor. 32 Bataillone Oesterreicher, Württemberger und Bayern, die Bathiany=Dragoner und die Zweibrücken=Kürassiere werden an den linken Flügel des Zentrums südlich Leuthen angefügt bis zum Dorf Sagschüh. Da ist der Kaulbusch und daneben der Gohlauer Teich. Der Berg hier hinter Sagschüh muß mit einer starken Batterie besetzt werden.

Habt acht auf die Württemberger und Bayern, Herr Graf. Nehmt sie ins zweite Treffen. Der Kiefernberg hier muß ganz stark befestigt werden.

Graf Nádasdy ist froh, daß er wenigstens mit seinem Korps in die Front kommt. Immer dieselbe gemeine Zurücksetzung. Und das dem Eroberer von Schweidnitz. Wenn sich der dicke Daun nur trollte! Na, endlich bequemt er sich. Ich soll die Württemberger ins zweite Treffen nehmen, die tapferen Leute, die vor Schweidnitz die Sturmkolonnen bildeten? Ich denke nicht daran. Hier wird eine Schanze gebaut, so stark wie die Werke von Schweidnitz. Herein mit den Württembergern in

das Verhaß in der vordersten Linie. Drei Gräben übereinander; so, nun sollen die Preußen kommen, ich werde sie schon empfangen.

Leopold Daun ist wieder vor dem Kretscham von Saara angekommen.

Erw. Durchlaucht, die Stellung der Armee ist gesichert, der König von Preußen wird es nicht wagen, uns anzugreifen. Ich empfehle nach Frobelwitz auf den Breslauer Berg zu reiten. Von da ist unsere ganze Stellung zu übersehen und das gesamte Vorgelände.

Die Herren steigen zu Pferde.

Der Kostiß hat mich immerfort um Succurs gebeten. Der Kostiß, der die Bäckerei decken sollte . . . Ich hab ihm befohlen, er soll sich zurückziehen.

Durchlaucht, wir sind auf dem Manövergelände des Königs von Preußen; der Müller von Frobelwitz hat mir's verraten. Der Kerl hat gesagt, von dem Berge hier jagt unser König immer die Österreicher.

Die Adjutanten des Prinzen lachen hell auf.

Frühstücken werden wir den König von Preußen mit samt seiner Wachtparade aus Potsdam.

Der Feldmarschall ist kein Freund von Wizen, der sieht sauer vor sich hin und meint: Häßlich ist's schon immer, wenn man so was zu hören bekommt, es verdirbt einem halt den Geschmack.

Die Windmühle auf dem Breslauer Berge taucht vor den Blicken der Reiter auf. Die Regimenter stehen ausgerichtet, die Kanonenrohre glänzen, Schanzkörbe sind aufgeworfen, die Munition liegt bereit. Der Schnee deckt das weite Feld wie ein großes Tuch. Die weißen Röcke der Kaiserlichen Infanterie heben sich ganz schwach davon ab. Südlich Leuthen verliert sich die Linie in der Ferne. Unterdessen ist es zehn Uhr geworden. Die Sonne kämpft mit den schweren Winterwolken.

Es hat aufgehört zu schneien. Die Herren sind abgestiegen und beobachten das Gelände. Kein Feind ist zu sehen. Da sprengt ein Reiter heran.

Meldung vom Grafen Lucchesi: Der Feind greift den rechten Flügel an, erbitte dringend Verstärkung.

Neben dem Prinzen hält der französische General Montazet. Unmöglich, hier ist die Karte, Ew. Durchlaucht. Die Preußen müßten ja Schnepfen sein, wenn sie über die Sümpfe hinweg den rechten Flügel umgehen wollten.

Neue Meldung vom Grafen Lucchesi: Verstärkung dringend notwendig. Ich werde angegriffen.

Sagt dem Lucchesi, er soll abwarten.

Leopold Daun ist an den Prinzen Karl herangetreten.

Lassen sich Ew. Durchlaucht ja nicht irremachen von dem Hitzkopf, dem Italiener. Gestern konnte er nicht schnell genug aus der guten Breslauer Stellung heraus, heute schreitet er schon nach Verstärkung.

Eine Viertelstunde nach der anderen vergeht. Da kommt schon wieder ein Reiter von Nippern her. Was wird denn nun wieder sein? Ungeduldig bricht Prinz Karl die Depesche auf: Wenn Ew. Durchlaucht mir nicht umgehend Verstärkung schicken, lehne ich die Verantwortung für den Ausgang der Affaire ab.

Herr Feldmarschall, jetzt scheint es aber doch Ernst zu werden.

Befehl: Die Reserven des Herrn Herzog von Ahremberg rücken in die Verteidigungsstellung. Graf Serbelloni, der südlich von Leuthen steht, zwischen der Infanterie des Zentrums und dem Korps Nádasdy, geht zur Verstärkung auf den rechten Flügel und marschirt nach Nippern.

Der Feldmarschall begleitet die Truppen. Er muß die Stellung einrichten und nach dem Rechten sehen. Die ganze Sache läßt ihm keine Ruhe.

Graf Montazet, sehen Sie die kleine Kavallerie-Abteilung da drüben links von Heidau? Die Karten bitte. Das ist also

der Schmiedeberg oder der Schönberg südlich Heidau. Was machen denn die Leute? Können Sie sehen, was das für eine Truppe ist?

Husaren, Ew. Durchlaucht!

Das wird ein vorgeschobenes Detachement sein. Die stehen schon seit über einer Stunde da. Die Preußen werden sich schön hüten, unsere Kriegsmacht anzugreifen.

Da sind aber höhere Offiziere von der Infanterie dabei, das sind nicht alles Husaren . . . Jetzt reiten sie ab. Sehen Sie?

Da kommt der Feldmarschall zurück. Es ist elf Uhr.

Herr Feldmarschall, schauen Sie mal da hinüber.

Der blickt aufmerksam der kleinen Reiter­schar da drüben am Horizonte nach:

Na also, Durchlaucht, die guten Leute da drüben passen ab. Lassen wir sie in Frieden ziehen.



er da drüben auf dem Schönberg südlich Heidau mit den Husaren hält, das ist der König. Neben ihm Fürst Moritz von Anhalt. Des Königs Auge gleitet die riesige Stellung der Österreicher entlang. Das Wetter hat sich aufgehellt.

So deutlich sieht man die Kaiserliche Armee, daß man Mann für Mann zählen möchte.

Fürst Moritz, sehen Sie da vor uns Frobelwitz? Auf der Höhe bei der Windmühle steht Artillerie. Das Dorf dort rechts ist Leuthen. Da weiter rechts, das ist Sagschüh. Dahinter der Berg. Das ist eine Lücke. Sehen Sie? Da werden Truppen weggezogen. Der Berg dort ist die stärkste Stellung. Aber schlecht angelehnt. Greif ich das Zentrum an, so kommt mir der rechte Flügel dort drüben, der hinter dem Walde

steht, in die Flanke. Der hohe Berg bei Sagschütz ist die schwerste Arbeit. Der wird zuerst angegriffen; von da fällt das Gelände.

Gaudi! Die Armee schwenkt rechts ein. Richtungspunkt ist der Zobtenberg.

Der Adjutant sprengt nach Borne zurück.

Fürst Moritz, ich werde den linken Flügel des Feindes mit meinem rechten angreifen und ihm immerfort meinen linken Flügel verweigern. Hören Sie, absolut verweigern! Sorgen Sie dafür, daß der Marsch in aller Eiztheit vor sich geht. Generalleutnant von Zieten, Ihr stellt Eure Kavallerie auf den rechten Flügel, und Ihr, Generalleutnant von Driesen, Eure fünfzig Eskadrons auf den linken. Euer Regiment, lieber Zieten, deckt als drittes Treffen den rechten Kavallerieflügel; die Puttkamer-Husaren stellen sich als drittes Treffen hinter den linken Kavallerieflügel. Prinz Friedrich Eugen, Ihr bleibt hinter der Infanterie in Reserve. Die sechs Bataillone Avantgarde bleiben vor der Kavallerie, die drei Bataillone unter Wedell marschieren links neben der Spitze der Infanterie. Ich bleibe hier oben und beobachte den Marsch.

Sehen Sie, Fürst Moritz, die Österreicher verschieben ihre Truppen, dort drüben setzt sich Kavallerie in Bewegung. Die reiten nach Norden; um so besser. Der linke Flügel wird geschwächt. Vorwärts, meine Herren.

Die Armee marschiert wie auf dem Paradeplatz. Prachtvoll schwenken die vier Kolonnen ein. Die Hügelreihe, auf der der König mit seinen Husaren entlangreitet, verbirgt die gesamte preußische Armee den Blicken des Feindes. Wie auf einer Grenzscheide reitet der König, zu seiner Linken blickt er auf die feindliche Stellung, zu seiner Rechten in der Senke zieht seine Armee. Die Spitze ist längst hinter dem Sophienberge verschwunden. Der König reitet bei Radardorf und Lobetin; vorbei hinauf auf den Wachtberg zu.

Wobersnow, sofort ganz zuverlässige Husarenoffiziere! Der Feind muß beobachtet werden.

Da sprengen von den marschierenden Regimentern die Offiziere heran. Acht glühende, blühende, stolze, frohe Gesichter leuchten ihrem Könige entgegen.

Prittwitz, Er reitet sofort gegen Heidau auf den Zettelbusch zu und meldet mir, was auf dem rechten österreichischen Flügel vorgeht.

Roedern, Er geht das Striegauer Wasser entlang und sieht alles, was im Rücken der Armee geschieht; Er meldet mir sofort, wenn das Geringste sich bemerkbar macht.

Kleist, Er geht durch das Striegauer Wasser, dann am Schweidnitzer entlang, über Puschwitz bis dicht vor Kanth.

Puttkamer, Er reitet ventre à terre nach Kanth, aber Vorsicht, daß Er nicht dem Feind in die Hände fällt. Dort liegt der Kaiserliche Generalmajor Draskowitz mit seinem Korps; das wird beobachtet. So wie sich was rührt, zurück. Treffpunkt: Wachtberg. Stößt einem von Ihnen etwas zu, meine Herren, sofort dem Kameraden die Meldung übergeben.

Acht Degen salutieren, vier Reiterpaare galoppieren über die schneeigen Felder dahin.

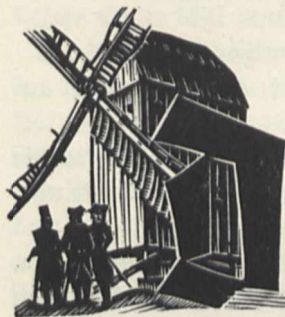
Der König ist auf dem Wachtberge südlich Lobetin3 angekommen. Gerade ist die Avantgarde vorbeimarschirt. Die Infanterie des Zentrums kommt heran. Bei allen Truppen die alte zuversichtliche Stimmung. Jubelnd wird der König begrüßt.

Drüben steht immer noch ratlos und tatlos wie festgebannt die waffenstarrende Front der Kaiserlichen. Unten im Dorf Leuthen schlägt die Turmuhr zwölfmal. Mittag. Aber die Kirchenglocke bleibt stumm. Wo ist der Mittagsfriede, der sonst eingeläutet wurde? Bald wird ein anderes donnerndes Geläut von der Höhe herab über das Feld brausen. Gott behüte uns!



Gestern am Sonntag hat Georg Felcke, der Zimmermeister von Groß-Gohlau, mit seinem Weibe den Weg zum Leuthener Bethaus angetreten, um sein Kind, die kleine Anna-Maria, vom Herrn Pastor Flöther taufen zu lassen. Da waren die Straßen und Wege schon voll von kaiserlichen Völkern. Bangen Herzens ist er mit den Seinen in das neue Gotteshaus getreten, das vor vierzehn Jahren durch des Königs Gnade für die Evangelischen aufgebaut worden ist. Wenn nur unser allergnädigster König wider die fürchtbare Macht der Kaiserlichen obsiegt und nicht mit seiner Armee vernichtet wird. Wir haben nichts Gutes zu erhoffen mehr von der Kaiserin. Was wird aus unserer Kirche werden? Und er denkt an den Tag zurück, da 1742 zum ersten Male durch des Königs Erlaubnis wieder freier evangelischer Gottesdienst in Leuthen abgehalten werden durfte. Gottfried Tschirner, sein guter Freund, hat damals seine Scheune zum Gottesdienst hergegeben. Wie manches Mal ist er mit den Seinen in der Leuthener Scheune zur Andacht gewesen. Wohl über dreißig Kinder sind darin getauft worden. Dann haben sie im nächsten Jahre Abschied genommen von der Gotteshütte und sind im Juni in das schöne, neue Bethaus eingezogen. Wie ist es ihm ans Herz gewachsen, das Haus mit dem schönen, schwarzen Gebälk und den schneeweißen Wänden, da er so fleißig an seinem Ständerwerk und am Dachstuhl mitgezimmert hat. Die letzten Takte des Orgelspieles sind verhallt, das der junge Kantor Philip dem Täufling zu Ehren so herzerhebend hat ertönen lassen. Nachdenklich geht Meister Felcke mit den Seinen durch das Dorf, vorbei an der alten großen katholischen Kirche. Die ist ganz aus Stein. Nur Dach und Turm sind mit Schindeln zugedeckt. Rings um die Kirche ist die

feste Mauer gezogen mit vier runden Bastionen an den Ecken. Die hat vor hundertfünfzig Jahren Herr Christof von Hochberg auf Rohnstoß und Leuthen bauen lassen, zehn Jahre bevor der große Krieg über das schlesische Land ging. Damals waren auch die Zeiten so unruhig wie heute. Das steinerne Gotteshaus hat die Stürme des großen Krieges ausgehalten. Gebe Gott, daß unser hölzernes Kirchlein erhalten bleibe; denn wer weiß, was der morgige Tag bringt, da überall in der Gegend die kaiserlichen Soldaten liegen.



Die Preußen wagen nicht mehr uns weiter anzugreifen; das ist die allgemeine Ansicht an der Front des großen kaiserlichen Heeres zur Mittagsstunde des 5. Dezember. Fünf Stunden noch, dann ist es wieder Nacht, dann können wir zum zweiten Male in der Winterkälte kampieren. Auf dem linken Flügel des Infanteriezentrum fangen die Offiziere an bedenklich zu werden. Vor der Front liegt Leuthen. Rechts am Ende des Dorfes auf der Anhöhe dort die Windmühle, das ist der richtige Beobachtungspunkt.

Im engen Mahlraum der Leuthener Mühle zwängt sich eine Gruppe von Offizieren. Einer nach dem anderen tritt an das kleine Fenster und späht gespannt in die Weite. Die Fernrohre täuschen nicht. Über die Dächer von Leuthen hinweg dehnen sich in der Ferne die Höhen von Lobetin.

Schau, Kamerad, dort die Windmühle, da marschiert etwas . . . Da drüben, wo das Gelände fällt . . . Ganze

Kolonnen . . . Die andern drängen sich heran. Wahrhaftig, die Preußen stellen sich auf.

Der alte Grenadierleutnant, der seinen Obristen begleitet, beugt sich lange zum kleinen Fenster hinaus. Sein Blick gleitet nach links hinüber, soweit es nur geht.

Da drüben, das Dorf in der Ferne . . . Bis dahin stehen ja schon die Preußen . . .

Das ist kein Zweifel mehr. Die ziehen nicht ab, die ziehen um uns herum und greifen uns an. Machen wir nur, daß wir hinunterkommen. Das gibt heute noch was.

Die Herren sind eben die Treppe herabgestiegen und haben noch einmal die Karten eingesehen.

Ja, der Feind ist ja schon am Schweidnitzer Wasser . . .

Da kommt der Feldmarschalleutnant Graf Puebla angeritten.

Na, meine Herren, was meint Ihr wohl, wo dürfte die Attaque der Preußen ansetzen, wenn sie es überhaupt heute noch wagen sollten! Ich glaub zwar nicht daran.

Die Offiziere sehen sich vielsagend an und . . . schweigen.

Der Herr Generalwachtmeister schweigen, die Herren Obristen schweigen, die Herren Kapitäne schweigen . . . Wenn der Herr Feldmarschalleutnant nicht an die Attaque glaubt, haben wir halt auch nicht daran zu glauben. Wir werden uns nicht das Maul verbrennen.

Himmel-Kreuztürken, denkt der alte Grenadierleutnant, die feige Bagage! Da wagt wieder keiner seine eigene Meinung zu sagen!

Der alte Leutnant salutiert. Ja, was will denn der?

Ew. Exzellenz, ich befürchte sehr, wir lassen uns heute den Hund wieder in die Küche laufen. Der Angriff der Preußen auf unseren linken Flügel kann gar kein Geheimnis mehr sein. Jedes Kind, das Sie hierherstellen, wird Ihnen sagen, daß die Leute dort drüben uns umgehen.

Der Herr Feldmarschalleutnant runzelt die Stirn. Aha, un-
bequemer Untergebener, alter Besserwisser, kenne solche Leute;
ganz gegen jede Ordnung . . .

Hoh, hoh, mein Lieber, davon versteht Er nichts!

Wollte Gott, ich verstünde nichts davon! Aber wenn uns der
Tod die Preußen in Flanke und Rücken führt, alsdann werden
wir nach alter Weise höchst verwundert ausrufen: Ja, das hätt'
ich halt nicht geglaubt!

Der Herr Feldmarschalleutnant hat genug. Es hat gar
keinen Zweck, sich mit solchen unmöglichen Menschen einzulassen.
Er habe Wichtigeres zu tun. Das Pferd wird herumgerissen.
Solche Leute läßt man einfach stehen.

An der Windmühle auf dem Wachtberge bei Lobetin3 hält
der König. Zu Füßen des Berges schmiegt sich das Dorf. Das
Herrenhaus schimmert durch die fahlen Wipfel des winter-
lichen Gartens. Unten in der Ebene liegt das Dorf Leuthen.
Am linken Ende hinter dem Dorf auf der Anhöhe steht die
Leuthener Windmühle. Sie grüßt hinüber zu ihrer Schwester
auf dem Lobetinzer Wachtberg. Drüben dehnt sich die Kaiser-
liche Front. Rechts von Leuthen kann man den Flügel genau
überblicken. In weitem Bogen ist er gespannt bis hinter
Sagschütz, dort, wo der Kiefernbusch die Anhöhe bedeckt.

Die preußische Armee marschiert auf. Die Kolonnen haben
Front gemacht. Fürst Moritz von Anhalt ist überall. Unermüd-
lich hat er jede Bewegung der einzelnen Truppen kontrolliert.
Wie ein Uhrwerk ist alles bis jetzt abgelaufen.

Vom Wachtberge bis zum Dorf Schriegwitz stehen 24 Ba-
taillone Infanterie ausgerichtet im ersten Treffen. Eine
prächtige Front. Dreitausendachthundert Schritte lang dehnt
sie sich. Die Fahnen sind entfaltet und flattern im Winde. Vor
jedem Flügel hält eine, vor der Mitte zwei Batterien Artillerie.
Hinter dieser Front stehen 11 Bataillone Infanterie als
zweites Treffen aufmarschiert. Hinter den beiden Treffen

aber halten 20 Schwadronen Husaren und 5 Schwadronen Dragoner unter Prinz Friedrich Eugen von Württemberg im Sichtschutze des Wachtberges als Reserve. Das sind die Sieger von Borne.

Der König hat die Avantgarde teilen lassen. Drei Bataillone unter General von Wedell — das Regiment Meyerind und ein Bataillon vom Regiment Ihenpliz — bilden die Sturmkolonnen; die stehen vor dem rechten Flügel des Zentrums. Links neben ihnen hält eine Batterie von zehn schweren Zwölfpfündern. Die übrigen 6 Bataillone der Avantgarde unter Prinz Karl von Bevern hat der König auf den äußersten rechten Flügel geschickt. Dort steht Zieten mit 53 Schwadronen Kavallerie: Das Regiment Garde du corps, das Regiment Gensd'armes, Seydlitz- und Markgraf-Friedrich-Kürassiere im ersten, Normann-, Czetzki- und Jung-Krodow- Dragoner im zweiten und 10 Schwadronen seines eigenen Regimentes im dritten Treffen. Rechts der Reiterei marschieren die 6 Bataillone unter Prinz Bevern als Flankendeckung auf, eine Maßnahme, die sich als außerordentlich wertvoll erweisen sollte.

Links vom Standort des Königs, verdeckt vom Sophienberge, hält Generalleutnant von Driesen mit 50 Schwadronen. Im ersten Treffen stehen 10 Schwadronen Bayreuther Dragoner aus Pasewalk, das ruhmgekrönte Regiment von Hohenfriedeberg und 15 Schwadronen Kürassiere. Im zweiten Treffen nochmals 15 Schwadronen Kürassiere und im dritten Treffen halten als Reserve 10 Schwadronen der blau-weißen Puttkamer-Husaren aus Schlesien.

Auf dem linken Flügel dieses Regimentes hält der Rittmeister von Logan. Seine Leute sind wütend. Heute morgen haben wir schon zusehen müssen, wie unsere Brüder die Österreicher jagten, und wir durften nicht mit. Jetzt reiten wir schon wieder stundenlang, und vom Feinde kriegen wir nichts mehr zu sehen.

Wer weiß, ob wir nicht auf dem Rückzuge sind und wieder so dämlich geführt werden wie vom Bevern bei Breslau. Mensch, halt's Maul, heut führt uns der König! Na ja, du hast recht. Aber wo ist denn bloß unser Friße? Heute morgen haben wir ihn zuletzt gesehen, als wir schwenkten, und jetzt ist Mittag vorbei.

Vor der Front des Regimentes Meyerinck auf dem rechten Flügel der drei Bataillone Avantgarde marschieren die Fahnenjunker von Barsewitz und von Unruh. Eben haben sie die Hügelkette zwischen Lobetin3 und Schriegwitz passiert; da erblickten sie in der Ebene das Dorf Leuthen und rechts davon bis Sagschütz die Front der Kaiserlichen Armee mit ihren gewaltigen Infanteriestellungen, den Batterien und Verhauen.

Auf dem Hügel hält der König.

Sieht Er, Unruh, jetzt spricht er mit unserem Kommandeur. Achtung, Unruh, der König kommt zu uns.

Die Fahnen knattern im Winde, der König reitet zu den beiden Fahnenträgern.

Junker von der Leibkompagnie, sieht Er wohl, auf den Verhaß soll Er zu marschieren, Er muß aber nicht zu stark avancieren, damit die Armee folgen kann.

Wie ein Ruck geht es durch die Bataillonsfront. Der König ist da! Der König richtet uns selbst aus. Das Bataillon steht wie eine Mauer. Der König zeigt mit seinem Stoß auf die feindliche Stellung.

Burschen, seht ihr dort die Weißröde? Die sollt ihr aus der Schanze wegzagen. Ihr müßt nur stark auf sie anmarschieren und sie mit dem Bajonett daraus vertreiben. Ich will euch dann mit fünf Grenadierbataillonen und der ganzen Armee unterstützen. Hier heißt es siegen oder sterben. Vor euch habt ihr den Feind und hinter euch die ganze Armee. Auf keiner Seite zurück oder vorwärts ist Platz. Nur siegen! Siegen! Versteht ihr wohl?

Die Soldaten wissen, das ist die Entscheidung. Der König sieht uns. General Wedell ist unser Brigadier, unser Oberstleutnant von Bock wird sein Regiment in Ehren führen, und hinter uns steht die ganze Armee.

Unruh, blick Er zurück! Wie sie alle einrücken, die Bataillone! Hundert Schritt schräg hinter uns das erste Grenadierbataillon, da taucht wieder hundert Schritt das zweite auf, dort das dritte, das vierte . . . das fünfte. Unruh, wir siegen, unser sicherer Sieg! Unsere Brüder verlassen uns nicht. Unser König sieht auf uns.

Die Bataillone stehen. Wird denn immer noch nicht Marsch kommandiert?

Der König ist schon wieder auf den linken Flügel zurückgeritten. Ganz ferne, von Leuthen herüber, hallen Glockenschläge durch die Winterluft: eins, zwei, drei, vier: . . . eins. Der König zögert noch mit dem Angriff. Da sprengt Fürst Moritz auf ihn zu. Er zittert vor Erregung. Die Uhr hält er in der Hand.

Majestät, es sind noch vier Stunden Tag. Ich bitte zum Angriff blasen zu lassen.

Das Signal ertönt. Die Pfeifen tirillieren, die Trommeln poltern und rollen. Mit klingendem Spiel „avanciert die Armee en parade!“

Wobersnow! Reit Er zur Avantgarde, sie soll nicht so schnell vorgehen. Ganz langsam, daß die Armee nachkommt.

Der Oberstleutnant von Bock kann seine Leute kaum halten. Langsam avancieren! Die braven Wenden und Märker wollen heran an den Feind. Langsam, Kinder, langsam!

Da prescht schon wieder ein Adjutant des Königs heran. Seine Majestät befehlen: Ganz langsam avancieren. Die Armee muß nach. Keine Lücke darf entstehen.

Burschen, hört ihr wohl, ganz langsam avancieren. Hinter uns kommt Fürst Moritz mit seinen fünf Grenadierbataillonen.

Zweihundert Schritte ist die Avantgarde an den Feind heran. Da liegen die Württemberger in ihren Verschanzungen. Über die blanken Grenadiermützen haben sie weiße Überzüge getan. Dort ein Graben. Die beiden Bataillonsgeschütze werden in Stellung gebracht.

Proßt ab! Gebt Feuer!

Da blißen auch drüben schon die ersten Kanonenschüsse auf. Die ersten Lücken sind in die Reihen gerissen. Das Kleingewehrfeuer setzt ein.

Jetzt gibt es kein Halten mehr. Mit gefällttem Bajonett stürmt die Avantgarde vor. Rechts drüben sind Nádasdys Husaren vorgerückt. Da greifen die 6 Bataillone Infanterie des äußersten rechten Flügels in den Kampf ein und überschütten Nádasdys Reiterei mit einem Hagel von Geschossen. Hier fällt Graf Nostitz, der seine Niederlage von heute morgen wieder gutmachen will, aus vierzehn Wunden blutend, in preußische Gefangenschaft.

Aus dem Verhaß der Württemberger rollt noch eine Salve. Da sind die Preußen schon mitten unter ihren Kanonen. Die erste Batterie ist erobert. Der Feind zieht sich hinter den Damm von Sagschütz auf einen Hügel zurück. Dort steht eine Batterie von 14 Geschützen.

Die Avantgarde rückt weiter vor. Die beiden Freikorporals vom Regiment Meyerind halten die flatternden Fahnen hoch empor. Die aufgelösten Sturmkolonnen sammeln sich wieder. Unaufhaltsam geht es schräg nach rechts vorwärts. Da ist links der Avantgarde Fürst Moritz mit dem Bataillon von Kremzow herangekommen. Die Kommandos hallen. Kaum ist ein Bataillon in Schußweite, da blizt und kracht die ganze Front. Weiter geht es im Sturmschritt; unaufhörlich rollt Salve auf Salve. Da taucht schon wieder ein Bataillon links von den Feuernden auf, noch eins, wieder eins, immer neue. Die Zahl der Preußen scheint ins Unend-

liche zu wachsen. Unaufhaltsam schreitet die fürchtbare Staffel vorwärts.

Der Schrecken fegt die Bahnen,
Wo sie im Heerschrift naht,
Der Sieg rauscht in den Fahnen,
Der stürmenden Wachtparad.

Die Infanterie hat die verderbenspeiende Batterie von 14 Geschützen allein erobert. Bald ist Wedell mit seiner Avantgarde im Rücken des Feindes; er hat seine Flanke überflügelt. Da fahren preussische Batterien auf den Hügeln vor der Front auf und überschütten die fliehenden Österreicher mit ihrem schweren Geschütz. Immer weiter schreitet die preussische Infanterie voran. Längst liegt Sagschütz hinter ihr. In diesen Augenblicken beginnt die Kavallerie des rechten Flügels, die unter Zieten das Dorf Gohlau umgangen hat, einen geschlossenen Angriff auf Nádasdys Dragonerregiment zu machen. Das Gelände ist unwegsam. Der Kampf wogt hin und her. Noch einmal vor. Die Kürassierregiment Garde du Corps und Gensd'armes stürzen sich auf das berühmte Dragonerregiment Jung-Modena und hauen es zusammen. Jetzt greift auch das dritte Treffen des preussischen Kavallerieflügels ein: die Zietenhusaren. Die österreichische Reiterei ist geschlagen. In diesem Augenblick flieht württembergisches und bayrisches Fußvolk, von der preussischen Infanterie verfolgt, gerade auf die Zietenhusaren zu. Zweitausend Gefangene fallen den roten Reitern in die Hände.

Von Norden her seitlich Leuthen rücken im Lauffschritt frische österreichische Bataillone heran. Atemlos greifen sie in den Kampf ein, planlos werden sie kommandiert. Wo sollen wir uns aufstellen, wie sollen wir avancieren? Da steht ein Regiment, das den Vormarsch versperrt. Hier klafft eine Lücke. Neue Mengen fliehender Württemberger und Bayern. Die frischeingesetzten österreichischen Bataillone glauben, es seien

stürmende Preußen. Doch von weitem hört man schreien: Württemberg, Bayern. Dort hageln die Kugeln, hier reißt die Artillerie der Preußen furchtbare Lücken. Wo sind die Reserven? Noch einmal vorwärts.

Seht ihr die Bataillone dort drüben? Das ist die preussische Garde; das dritte mit den Grenadiermützen steht wie auf dem Paradesfeld, ohne sich zu rühren.

Ein Bliß und ein Knall. Das ganze Bataillon hat geschossen.

Wenn doch die Bathiany-Dragoner einhauen wollten, anstatt untätig stille zu stehen! Uns lassen sie hier verbluten.

Marchieret an, marchieret!

Der junge Hauptmann Fürst von Ligne und ein Fähnrich vom Regiment Arberg raffen alles zusammen, was noch lebt.

Marchieret an, marchieret!

Umsonst! Die Mannschaften haben es satt. Rückzug nach Leuthen. Die Dragoner decken ihn heldenhaft, bis die Stückkugeln der preussischen Artillerie die Reiter nieder-mähen. Mit zweihundert Mann erreichen Kapitän und Fähnrich das Dorf.

Leuthen ist die Rettung. Heran mit den frischen Bataillonen! Aushalten, Grenadiere. Schanzen aufwerfen! Die Spaten blitzen, und die Spitzhacken tun ihre Arbeit, so gut es auf dem gefrorenen Ackerboden geht.

In jedem Hause, hinter jedem Zaun, auf jedem Bauernhof haben sich die Grenadiere der Kaiserin eingenistet. Das Dorf ist eine einzige waffenstarrende Festung. Vom Butterberge her krachen die Geschütze; von der Schriegwitzer Seite hageln die großen Stückkugeln in das unglückliche Dorf.

Der Herr Pastor Flöthner hat seine Bauern ermahnt, mit Weib und Kindern in die Keller zu flüchten, als die ersten Schüsse von Sagschütz herüberhallten. Die Seinen hat er in das tiefe Kellergewölbe unter dem Pfarrhause geschickt, und die Nachbarn aus dem kleinen Häusel hat er zu sich genommen.

Da kniet die Pfarrfrau mit ihren drei kleinen Mädchen und fleht um Gottes Schutz für ihren Mann; denn der will sein Gotteshaus nicht im Stiche lassen. Die Feuereimer müssen gefüllt werden, wenn ja eine glühende Kugel zünden sollte. Die Feuereimer müssen auf den Kirchenboden. Immer wieder ist er mit dem Kantor unterwegs, mitten durch die Soldaten, mitten durch das Getümmel. Da sieht er den alten Vater Stoos dem Bethause zustreben.

Kommt nur zu uns, in den Keller, Vater Stoos, schnell, schnell!

Nee, nee, Herr Pastor, ich geh zu meinem Herrgott, ich geh zu meinem Platz in der Kirche, da bin ich sicher.

Vater Stoos, unser Bethaus ist leicht gebaut, kommt doch lieber herunter in den Keller . . .

Nee, nee, Herr Pastor, ich geh lieber zu meinem Herrgott!

Es ist, als ob die Luft zerspränge vor lauter Krachen und Knallen. Eben ist eine Stückkugel in eine Rotte Soldaten gefahren, furchtbar gellen die Schreie der Verwundeten. Drei Musketiere wälzen sich in ihrem Blute. Der Pastor Flöther hat gerade seine Haustüre erreicht, als hinter ihm eine Kugel mitten auf der Straße einschlägt.

Der Vater Stoos ist in der Kirchentür verschwunden.

Das Krachen nimmt kein Ende; jetzt kommt das Musketenfeuer immer näher, Salve auf Salve knattert. Dazwischen die prasselnden Einschläge, jetzt klirren die Kirchenfenster . . . Der Pastor will heraus: meine Kirche, meine Kirche! . . . Gott sei Lob, kein Feuer quillt aus dem Dach, aber die wilde Zerstörung! Große Löcher klaffen in den Schindeln, und am Mittelfenster ist keine Scheibe mehr heil.

Komm zurück, Flöther, du versuchst Gott, den Herrn . . .

Zögernd tastet der Pastor die Kellertreppe herab.

Gott verleihe dem König Sieg, Gott behüt uns alle, betet er in seiner Herzensnot.

Hört Ihr . . . Die Salvenschüsse haben nachgelassen, hört Ihr das Hurraschreien? Das sind die Preußen.

Dazwischen gellen die Rufe: Vivat Maria Theres, Maria Theres!

Im Niederdorf hat das Regiment Rot-Würzburg die steinerne alte Kirche und den Kirchhof besetzt. Die Rundbastionen mit ihren Schießscharten sind bespickt mit Mannschaften; die ganze steinerne Mauer entlang liegt Mann an Mann im Anschlag. An der Kirchenwand steht Hauptmann Papius; mit eiserner Ruhe gibt er seine Kommandos: Ladet! Gebt Feuer!

Ladet . . . Gebt Feuer! Ununterbrochen rollen die Salven.

Die Preußen sind im Dorfe. Ladet . . . gebt Feuer! In den Gassen tobt der Kampf Mann gegen Mann. Das Schießen hat nachgelassen; das Bajonett hat das Wort. Lauter wird das Hurrarufen, gellender hallen die Todesschreie.

Rot-Würzburg steht wie eine eiserne Front auf dem Friedhof des alten Gotteshauses. Der Turm fängt an zu brennen, der Dachstuhl geht in Flammen auf. Rot-Würzburgs Fahne weht in Rauch und Pulverdampf.

Da stürmt die preußische Garde.

Ladet, gebt Feuer!

Furchtbare Lücken werden in die Stürmenden gerissen. Jetzt sind auf dem Schriegwitzer Wege Geschütze aufgefahren. Immer auf derselben Stelle der Mauer schlagen die Kugeln ein. Die Feldsteine splintern, hochauf spritzt der staubige Mörtel. Da poltern die Steine auf den Kirchhof; noch ein Schuß . . . Jetzt drei zusammen . . . Ein furchtbares Krachen. In der Kirchhofsmauer gähnt ein Loch. Die tapferen Verteidiger sind an den Grabhügeln niedergesunken.

Schließt die Reihen, ladet, gebt Feuer! hallt die heisere Stimme des Hauptmanns, fällt das Gewehr!

Das Artillerief Feuer hat nachgelassen, die Preußen stürmen. Das hölzerne Tor auf der Schmalseite kracht unter den Artz- hieben und Kolbenschlägen. Durch die Bresche dringen die Grenadiere. Krachend stürzen die Torflügel ein. Die ersten Stürmenden brechen unter den Bajonettstichen der Verteidiger zusammen. Einen Augenblick lang stutzen die Nachdrängenden. Da stürzt Hauptmann Möllendorf vor.

Hier gibt's nichts zu bedenken! Vorwärts, folgt mir, Leute!

Rasend schlägt sein Degen auf die Verteidiger ein; mit klaf- fender Schädelwunde sinkt der Nächste zusammen, die Lücke ist aufgerissen, die Bajonette der Stürmenden bahnen sich eine Gasse; durch die Bresche auf der Breitseite der Mauer dringen die Kameraden ein.

Um die Fahne! Vivat, Maria Theres! Hauptmann Papius kämpft wie ein Löwe. Umsonst! Die Stellung ist verloren. Immer mehr Preußen fluten durch Tor und Bresche.

Marchieret zurück!

Vier Offiziere und dreiunddreißig Mann erreichen mit der Fahne die Windmühle von Leuthen. Das ist der Rest des stolzen Regiments Rot-Würzburg.

Der König hat vom Wachtberge aus den Angriff des rechten Flügels beobachtet. Alles ist planmäßig verlaufen. Leuthen muß gestürmt werden. Das ganze erste Treffen ist eingesetzt. Bataillon auf Bataillon ist in die Feuerlinie gekommen. Auch der linke Flügel ist am Feinde. Prinz Ferdinand von Preußen steht im Zentrum des ersten Treffens mitten im Kampf. Der König ist mit den Werner-Husaren, den Württemberg-Dra- gonern, den Seydlitz- und den Szekeley-Husaren vom Wacht- berge herab in die Ebene vorgerückt. Unter den alten Bäumen am Graben bei Radardorf hat er haltgemacht.

Wobersnow, sieht Er die Batterie dort links von Leuthen? Die muß zum Schweringen gebracht werden. Dort rückt der Feind

mit seinem rechten Flügel vor. Das schwere Geschütz muß nach vorn.

Krusemark, die Batterie Zwölfpfünder sofort auf die Höhe dort drüben.

Der Adjutant galoppiert nach dem Zentrum, die schweren Stücke rasseln durch die schneeigen Felder nach links hinüber. Krachend ist eben eine Stückugel in die kahlen Eichenkronen gefahren.

Ew. Majestät beschwöre ich, sich nicht so auszusetzen.

Laß Er nur, Wobersnow. Sieht Er nicht, daß die Herren zu kurz schießen, das gilt meinem Bruder! Sieht Er wohl, wie Prinz Ferdinand mit seiner Division vorrückt? Aha, jetzt läßt er abprohen.

Da schlagen schon wieder Stückugeln ganz dicht beim Könige in das Gehölz. Wo kommt denn das her? Die Adjutanten sind ratlos. Das ist ja die eigene Artillerie des Zentrums, das hinter uns steht.

Oppen, reit Er zu Prinz Ferdinand. Er soll aufhören zu schießen, bis ich einen anderen Beobachtungsstand habe. Vorwärts, meine Herren. Ich werde nach Leuthen reiten. Das Dorf scheint genommen zu sein. Die Unseren stürmen. Ich muß unter meinen braven Soldaten sein.

Majestät, der linke Flügel ist zu stark engagiert, General Rehow bittet Succurs.

Wobersnow, alles Geschütz aus dem Zentrum auf den Berg vor uns! Wie heißt der Berg?

Der Butterberg, Ew. Majestät.

Alles Geschütz dorthin.

Die Minuten scheinen zu schleichen. Die Husaren müssen mit ihren Pferden heran. Alles, was Hände hat, greift in die Räder. Von drüben brüllen die Batterien des Feindes; vom Butterberg blüht und kracht es ohne Unterbrechung.

Schwarz von Pulverdampf, schweißtriefend arbeitet der junge Bombardier Tempelhoff an seinem Geschütz. Das springt bei jedem Schuß auf wie ein brüllendes Tier. Der Major ist zufrieden. An der Leuthener Mühle wimmelt es von feindlichen Bataillonen. Immer dichter werden die Reihen, immer tiefer stehen sie. Das ist ein Ziel, das sieht. Immer zahlreicher werden die Einschläge, immer größer die Lücken. Aber drüben können sie auch schießen. Unsere Leute gehen zurück, wahrhaftig, Rehow's Division beginnt zu weichen. Unsere Infanterie ist aufgebraucht. Die Brigaden Münchow und Geist gehen zurück.

Wobersnow, ist das nicht der junge Rehow, der da ins zweite Treffen zurücktritt? Was macht denn der? Ein Rehow flieht doch nicht! Ah, sieht Er wohl, jetzt nimmt er dem Junker die Fahne ab, jetzt führt er das Bataillon vor. Komm Er, Wobersnow, ich setze mich an die Spitze.

Ev. Majestät, Meldung vom Zentrum: Der Kirchhof von Leuthen ist gestürmt, die vierte und fünfte Batterie ist frei.

Das Geschütz geht auf den linken Flügel.

Wieder poltern die Batterien am Standort des Königs vorbei. Die Rehow'sche Division ist wieder im Vormarsch. Der Sohn hat die Ehre des Tages gerettet. Die letzten Bataillone des zweiten Treffens stehen in der Feuerlinie, die letzten Reserven sind eingerückt, die gesamte Infanterie der Preußen steht im härtesten Kampfe gegen die gewaltige Übermacht.

Das schwere Geschütz hat das Wort. Ununterbrochen trachen die Schüsse. Der Pulverdampf verhüllt das Dorf und den feuerspeienden Hügel zur Linken. Die Linien der preussischen Infanterie sind dünn geworden. Am Windmühlenberge bei Leuthen stehen die frischen Bataillone der Österreicher noch in tiefen Reihen. Blitz und Knall . . . Blitz und Knall. Die Stellung scheint uneinnehmbar zu sein. Die Schlacht steht.

Befehl an Generalleutnant von Driesen: Er hat unbedingt den linken Flügel der Infanterie zu decken, Er soll wohl gahgeben, daß nichts passiert. So wie der linke Flügel in Gefahr ist, greift Er ein. Aber keinen Augenblick eher.

Die fünfzig Schwadronen unter Driesen sind ganz langsam mit der Armee vorgerückt. Hinter dem Sophienberg haben sie mittags um ein Uhr gehalten. Jetzt ist es vier Uhr vorbei; über Radardorf sind sie im Schritt vorgegangen. Jetzt halten sie schon wieder eine lange Zeit hinter der kahlen langgestreckten Höhe des Butterberges. Rechts vor ihnen lärmt ununterbrochen die Batterie. Von der Ferne hallt das Gewehrfeuer herüber. Am linken Flügel stehen die Puttkamer-Husaren. Rittmeister Logans alte Schnauzbärte sind wütend.

Die da drüben sind schon mitten drin im Feind, und wir zuckeln hier rum, rufen sie ihrem Eskadronchef zu.

Da sprengt General von Driesen mit seinem Stab vor ihnen auf der Höhe vorbei:

Achtung, Husaren, die Kavallerie greift ein. Regiment Puttkamer schwenkt im Trab nach links ab.

In scharfem Trabe geht es hinter der Höhe entlang. Vom Feinde ist keine Spur zu sehen. Da sprengen die Adjutanten zu den Regimentern. Alle Stabsoffiziere zu Seiner Exzellenz!

Auf der Anhöhe hält der alte bedächtige Reiter mit seiner breiten, massigen Gestalt. Heute ist sein Tag gekommen. Die Offiziere sehen in die Ebene hinab. Dort rechts kämpft die preussische Infanterie verzweifelt gegen die massierte feindliche Stellung Schritt für Schritt an. Aber links drüben reitet feindliche Kavallerie in großer Stärke auf. Dragoner, Kürassiere und ungarische Husaren kann man unterscheiden. Die wollen unsere kämpfenden Brüder von der Infanterie dort drüben angreifen. Unser linker Flügel ist gefährdet. Jetzt ist die Zeit gekommen.

Von Frobelswiz her ist die gesamte Kavallerie des rechten österreichischen Flügels im Trabe über Heidau herangerückt,

um den kämpfenden Preußen in die linke Flanke zu fallen. Schon schwenkt die feindliche Kavallerie zum Angriff ein, da brechen Driesens Schwadronen zu beiden Seiten des Butterberges vor. Von der Front, in der Flanke und im Rücken wird der Feind gefaßt. Tausendstimmig braust der Ruf auf: Für Kolin!

Von beiden Seiten werden die tapferen Kolovrath-Drögoner zusammengehauen. Die Bayreuth-Drögoner brechen in die Flanke der feindlichen Kavallerie; Prinz Eugen Friedrichs Reserveschwadronen, die bei Borne am Morgen gefochten, bekommen wieder Arbeit. Sie fallen den Feind in der Front an. Die Puttkamer-Husaren packen die kaiserlichen Reiter im Rücken. Ihre krummen Säbel mähen wie Todessicheln; die Pallasche der Kürassiere und Drögoner fahren wie strahlende Blitze in die Reihen der Feinde. Fast alle kaiserlichen Regimentskommandeure tränken mit ihrem Blut das schneeige Feld, mit ihnen tausend tapfere Reiter.

Ihr General, Graf Lucchesi, derselbe, der so ungestüm den Vormarsch der Armee gefordert, derselbe, der heute morgen noch nach Verstärkung auf seinem Flügel rief, er sollte die Schlacht mit seinen Reitern retten. Als er das Maß seines Unglückes sich häufen sieht, stürzt er sich in die Säbel der Gegner und findet den Tod, den er sucht.

Wie eine Sturmflut wälzt sich die geschlagene Reiterei nach dem Windmühlenberg von Leuthen hin tief in die Reihen des Subvolkes hinein. Mit Hurra stürmt die preußische Infanterie vor. Die dichten Massen der österreichischen Regimenter fliehen in Unordnung. Der Tag neigt sich seinem Ende zu. Mit Kolben und Bajonett wird der letzte Widerstand gebrochen. Nur am Windmühlenberge halten noch die tapferen Reste der kaiserlichen Regimenter Wallis und Durlach. Da brausen durch die Dämmerung des scheidenden Tages die Bayreuther Drögoner und das Regiment Karabiniers heran und reiten die tapferen

Grenadiere nieder. Von Borne her sind die Freibataillone in Eilmärschen herbeigerückt und werfen sich mit frischen Kräften auf den weichenden Feind. Die letzten Salven rollen über das Feld. Das Grenadierbataillon Schenkendorff stürmt die Batterie am Windmühlenberg. Tot oder gefangen ist die tapfere Mannschaft.

Die Sonne ist hinter dem Schmiedeberge untergegangen. Die Dämmerung bricht ein. Auf allen Punkten haben die Preußen gesiegt. Die gewaltige Armee der Kaiserin flieht in wilder Unordnung zu den Brücken des Schweidnitzer Wassers.



Die Schlacht ist aus



Wo ist der König? Zuletzt haben sie ihn in Leuthen einreiten sehen, als die Unsrigen gegen die Windmühle voringen. Nein, am Butterberge war er zuletzt beim Prinzen Friedrich Eugen und seinen Regimentern. Nein, er ist in Leuthen und hat vom Dachfenster des Herrenhauses beim Baron Königsdorf den Rückzug des Feindes beobachtet. Dem Feind in die Hacken, das ist die Lösung. Längst ist der König durch das verlassene Dorf geritten. Auf den Gassen und in den Gärten liegen haufenweise Tote und Verwundete. Die Bauern sind aus ihren Kellern hervorgekrochen. Der Herr Pastor ist überall und hilft verwundete Soldaten bergen und verbinden. Seine ersten Schritte hat er zum Gotteshaus gelenkt. Welch eine Verwüstung! Die vordersten Kirchenbänke sind ganz zerschlagen. Da liegt etwas unter den Trümmern. Die Laterne beleuchtet ein starres Antlitz. In einer Blutlache liegt der alte Stoos, die Kugel hat ihm das Bein zerschmettert. Ich will zu meinem Herrgott gehen, hat er gesagt, als er in das Bethaus trat. Sein Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Der alte Stoos ist das einzige Opfer unter den Einwohnern des Dorfes geblieben.

Am Windmühlenberge liegen die Toten in Massen. Fürchtbar haben die Brummerkugeln unter den Weißröcken gewütet. Auf dem Wege zur Anhöhe liegen preußische Grenadiere wie hingemäht. Von überallher tönt das Stöhnen und Jammern der Verwundeten durch die Dunkelheit.

Der König reitet stumm. Auf einmal hält er an und ruft etwas. Es ist der gequälte Schrei einer verwundeten Seele.

Haben Sie gehört, Lentulus, was er meinte, fragt Wobersnow seinen Kameraden.

Still: Ich glaube, er sagte: Wann werden meine Qualen enden?

Schweigend reiten die Offiziere weiter. Hinter dem Windmühlenberge werden Regimenter formiert.

Wobersnow, wo ist denn bloß Fürst Moritz Anhalt? Ich muß zu ihm. Ihm verdanke ich den Erfolg dieses Tages.

Majestät, dort vorn. Er richtet die Regimenter wieder aus zur Verfolgung und zum Vormarsch.

Fürst Moritz erteilt gerade die Befehle für das erste Treffen der Infanterie. Appell nach der Schlacht. Die Bataillone stehen schon wieder formiert. In Marschkolonnen sind sie angetreten. Endlich erreicht ihn der König.

Ich gratuliere Ihnen zur gewonnenen Bataille, Herr Feldmarschall. Fürst Moritz salutiert mechanisch. Die Regimenter des linken Flügels müssen vorgezogen werden, die Adjutanten sprengen davon. Hören Sie nicht, ich gratuliere Ihnen, Herr Feldmarschall!

Jetzt erst merkt der Fürst seine Beförderung: Die höchste Würde eines Soldaten, die der König von Preußen zu vergeben hat. In stolzer Freude dankt er tiefbewegt.

Sie haben mir so bei der Bataille geholfen und alles vollzogen, wie mir noch nie einer geholfen hat.

Die eisernen Kinnmuskeln des Riesen beben. Die Bewegung übermannt ihn. Das Wort des Königs von Preußen wird er nie vergessen . . . Für Kinder und Enkel soll es bewahrt werden.

Der König läßt sich die Verluste melden. Zwanzig Offiziere sind gefallen und über elfhundert Mann. Viel größer aber ist die Zahl der Schwer- und Leichtverwundeten: Fast zweihundert

Offiziere und an fünftausend Mann liegen wund auf dem nächtlichen Feld von Leuthen. Wer ist von Generalen geblieben, hat der König gefragt. Generalmajor von Rohr liegt schwerverwundet in Radardorf. Generalmajor von Lattdorf hat ein Auge verloren. Aber er sah mit dem gesunden, wie der Feind floh, und das war sein Trost und seine Freude.

Der Oberst vom Regiment Alt-Württemberg ist auch geblieben. Mitten unter seinen verwundeten Soldaten ist er verblutet. Mögen wir alle sterben, wenn nur unser König mit unseren Brüdern siegt, soll er ausgerufen haben.

Der König reitet weiter.

Wobersnow, wie hoch schätzt Er den Verlust des Feindes?

An Toten dreimal so viel als die unstrigen, an Verwundeten mag es vielleicht die gleiche Zahl sein wie auf unserer Seite. Ich glaube aber, es sind noch viel mehr.

Die Gefangenen sind gar nicht zu übersehen. Ganze Bataillone haben die Waffen fortgeworfen. Gefangenentrupps in Regimentsstärke werden fortgesetzt eingebracht.

Was kommt denn dort für eine Schar auf uns zu?

Durch die Dunkelheit erkennt man etwa hundert Weißröde, eskortiert von zehn Zietenhusaren. Der junge Kornet, der die Husaren führt, meldet dem König den gefangenen Rest eines österreichischen Regimentes, das sich ihm und seinen Reitern ergeben hat.

Ich danke ihm, Herr Rittmeister. Lentulus, schreib Er sich den Namen des Kornets auf. Er soll den Pour le mérite bekommen.

Die Armee ist über das weite baumlose Feld nordöstlich von Leuthen vorgerückt. Der Feind ist in der Dunkelheit verschwunden. 116 Kanonen sind bis jetzt eingebracht worden. Unmengen von Waffen und Wagen, 51 Fahnen und Standarten sind in die Hände der Sieger gefallen. Unweit des Breslauer Berges südlich Frobelswiz machen die Truppen halt. Die letzte



Schloß Lissa

Stellung der Armee nach der Schlacht. Die Patrouillen melden, daß der Feind noch einmal versuche, seine Regimenter zu sammeln.

Der König ist inzwischen angekommen und reitet die Front entlang von Bataillon zu Bataillon. Überall dankt er den Truppen, überall fragt er die Kommandeure nach den Verlusten, überall wird er begeistert begrüßt. Am rechten Flügel macht er halt. Dort stehen die Bataillone der Avantgarde, die pommerschen Manteuffel-Grenadiere und die Berliner Jungen von den Bataillonen Wedell und Ramin. Die Manteuffel-Grenadiere sieht er wieder, die er im Lager von Parchwitz besuchte, seine prachtvollen Pommern und seine flinken Berliner.

Na, Kinder, habt ihr noch Laune? Marschieret ihr noch ein Stück mit mir vorwärts?

Jubelnde Zurufe grüßen den König.

Tretet an, hallen die Kommandos, marschieret.

Die Ohlauer Seydlitz-Kürassiere, die bei Roßbach so tapfer geritten, und die ihren verwundeten Chef heute so schmerzlich vermißt haben, lassen es sich nicht nehmen, ihren König zu geleiten. Indessen ist es stockdunkel geworden. In der Ferne hat sich der Himmel gerötet. Hat der Feind Lissa angezündet? Das Feuer ist zu weit rechts. Das muß hinter Lissa sein. Der nächste Ritt wird fortgesetzt. Aus der Dunkelheit tauchen Dragoner auf. Der König fragt den Kommandeur, ob er etwas vom Feinde bemerkt habe. Die Patrouillen sollen eine lange Linie feindlicher Kavallerie gespürt haben, andere Patrouillen haben nichts wahrgenommen.

Wir werden gleich feststellen, ob noch etwas vom Feinde vor uns ist. Wendessen, reit Er zum Bataillon Wedell, sie sollen die Bataillonsgeschütze vorschicken.

Sechs Schüsse dröhnen durch die Dunkelheit. Unheimliche Stille folgt.

Heda, Bombardiers, warum schießt ihr denn zur Nachtzeit? Ein Beritt Husaren ist rechts vom Marschwege aus der Dunkelheit aufgetaucht.

Der König hat die Stimme erkannt.

Zieten, mein lieber Zieten. Endlich habe ich Euch gefunden. Endlich kann ich Euch danken für Eure bravourösen Attacken auf dem rechten Flügel. Ihr habt viel getan. Nun dürfen wir keinen Augenblick verlieren, immer dem Feind auf die Hacken, damit er sich nicht am Schweidnitzer Wasser festsetzt, Kommt mit mir, ich muß heute noch nach Lissa.

Ew. Majestät, der Feind hat gar keinen geordneten Rückzug angetreten, in wilden Haufen sind die Kaiserlichen geflohen.

Bombardiers, wieviel Schuß habt ihr? Zwanzig, Ew. Majestät.

Zieten, Er bleibt dicht bei mir und schickt von seinen Husaren einige Mann dreißig Schritte voraus. Ich lasse von Zeit zu Zeit schießen. Das soll aber Euren Husaren nichts tun. Kanoniers, hört ihr wohl? Ich bleibe dicht bei euch und werde euch schon sagen, wenn ihr schießen sollt.

Durch die Finsternis schimmert ein Licht. Endlich ein einzelnes Gehößt links vom Wege. Die Erinnerung an das Manöver vor vier Jahren Anno 1753 und sein Gelände taucht blizartig auf.

Zieten, nun weiß ich, wo wir sind, das ist der Kretscham von Saara an der Breslauer Landstraße. Laßt eine Laterne holen, es ist gar zu finster. Man sieht ja die Hand vor den Augen nicht.

Ein Husar ist abgesehen: Wirt, schnell eine Laterne.

Platsch Johann hat heute schon genug erlebt. Nun wollen sie mir noch die Laterne holen. Ich wer se od selber bringen, damit die nicht auch noch verloren geht. Es ist heute schon genug weggekommen, nee od, nee, die Zucht heute . . .

Kommt nur hier neben mir und faßt meinen Steigriemen an, tönt eine helle Stimme durch die Finsternis. Das wird od a

hoher Offizier sein, der weiß zu kommandieren, denkt der Wirt.

Nicht wahr, wir sind doch auf der Breslauer Straße, die nach Lissa geht?

Zu, ju.

Dann ist Lissa keine Viertelmeile mehr entfernt . . . Wer seid Ihr denn? Excellenz, ich bin der Kretschmer von Saara. Der König erkundigt sich, was der Wirt den Tag über erlebt hat, und Platsch Johann erzählt treuherzig und redselig, wie Prinz Karl seit Sonntag bei ihm gelegen, wie seine Offiziere über die Potsdamer Wachtparade gespottet, wie der Prinz heute Morgen aufgebrochen sei, aber mittags um drei wären sie alle wieder vorbeigekommen im scharfen Trabe, ohne sich umzusehen. Wie dann der Rückzug bei ihm vorbeigeslutet; bis vor einer Stunde hat er gedauert. Alles durcheinander . . .

Ich merkt gleich Unrat! Unser König muß se ordentlich gehuscht haben. Das haben se nu von ihrem Hochmut und ihrer Lästerung. Denken se od, Excellenz, was die Östreicher waren, die sagten Ihnen, unser König wär von seinen Generälen und von seinen Brüdern verlassen, nu, ich hab's gleich nie und nimmer glauben können.

Da habt Ihr recht, das kann man auch von meiner Armee nicht glauben.

Platsch Johann ist zu Tode erschrocken; er erkennt den König und entschuldigt sich umständlich. Alle hatten sich dicht herangedrängt, um die Erzählung des Wirtes mit anzuhören. Da rollt eine Salve von Flintenschüssen durch die Dunkelheit, aus ganz geringer Entfernung ist sie abgegeben. Einige Gäule bäumen sich hoch auf und lahmen. Niemand ist verwundet. Die Laterne wird ausgelöscht. Die Seydlich-Kürassiere gehen rechts und links vom Wege vor und bringen Gefangene ein. Die Bataillonsgeschütze feuern auf Lissa zu. Weiter marschieren. Schon tauchen die Lichter des Marktfleckens auf.

Wendessen, reit Er zu den Grenadierbataillonen zurück. Ich bin mit ihrer Bravour recht zufrieden, sie sollen bei mir in Lissa Quartier nehmen, und jeder Mann erhält einen Taler.

Der König wartet. Bald sind die Grenadierbataillone herangefommen. Bürgerquartiere . . . Dazu noch einen Taler! Der Friße ist wieder mal richtig. Nun sollen die Weißröcke nur kommen und uns das Nachtquartier streitig machen!

An der Spitze seiner Grenadiere zieht der König in Lissa ein. Aus allen Türen treten kaiserliche Soldaten; auf der Straße rennen sie. Die Preußen, die Preußen! Schüsse aus den Fenstern. Die Grenadiere gehen vor; die Häuser werden gesäubert. Weißröcke schleppen Strohbindel auf der Breslauer Straße entlang und wollen davon. Sie werden gefangen vor den König gebracht.

Was macht ihr denn hier?

Die Bruchn sollen wir mit Stroh bewerfen und anzünden, wann die Preußen kommen. Einmal war die Bruchn schon voll, aber das Stroh ist lange zertreten. Nun bringen wir halt neues . . .

Manteuffel, die Bataillonsstücke nach vorn, die Brücke besetzt und geseuert, solange Ihr Pulver habt. Golze, Ihr besetzt mit Euren Leuten die Häuser am Wasser und feuert die ganze Nacht herüber, hört Ihr, die ganze Nacht, der Feind darf keinen Augenblick Ruhe haben.

Die Häuser werden besetzt. Fliehende Soldaten, Schüsse, Kommandorufe, nächtlicher Straßenkampf. Die preußischen Geschütze sind auf der Brücke aufgefahren, die ersten Kanonenschüsse dröhnen durch die Nacht, ununterbrochen knattert das Musketenfeuer. Der König ist auf die linke Straßenseite geritten.

Die Fenster von Schloß Lissa sind erleuchtet. Da ist ja das behagliche Manöverquartier von Anno Dreiundfünfzig, das Haus, das der Baron gekauft hat; wie hieß er doch . . . Mudrach. —

Kommen Sie, meine Herren, ich weiß hier Bescheid. —

Auf dem nächtlichen Schlachtfeld hält die Armee. Eine Stunde ist vergangen, seitdem der König vom rechten Flügel nach Lissa zu abmarschirt ist. Um Leuthen herum brennen die Wachtfeuer. An der alten österreichischen Front entlang haben sie alles an Kisten, Fässern und erbeuteten Wagen zu Brennholz gemacht; ein Feuer nach dem anderen flammt auf. Bei den Husaren drüben werden die Zelte aufgeschlagen. Essen, schlafen, die geliebte Pfeife Toback, schlafen . . . Dem Tode glücklich entwischt und der Feind geschlagen! Gesiegt, gesiegt! . . . Zu des Königs siegreicher Armee gehören wir.

Durch die schweigende Nacht hallen dumpfe Kanonenschüsse herüber. Das ist bei Lissa! Hört ihr's? Da ist auch Musketenfeuer dabei! Das sind keine Einzelschüsse mehr wie vorhin, das geht ohne Unterbrechung. Wir müssen unserem König nach und unseren Brüdern da vorn zu Hilfe. Schweigend haben die Bataillone den Marsch angetreten. Kein Wort wird gesprochen, nur die Tritte der Kolonnen hallen durch das Dunkel der Nacht. Die Gedanken gehen zurück an den heutigen Tag. Mit heilen Gliedern aus dem Kampf gekommen, den blutigen Tag überlebt und gesiegt gegen des Feindes gewaltige Macht. Die Losung hat recht behalten: Schmücke dich fein, es müsse dir wohl gelingen. Der Herr aller Heerschaaren sei gelobt. Aus tiefster Seele singt der Grenadier das alte Danklied, das seit hundert Jahren in den Gesangbüchern steht, und das gedichtet wurde, als dreißig Jahre Krieg über Deutschland zu Ende gingen:

Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge tut
An uns und allen Enden,
Der uns von Mutterleib
Und Kindesbeinen an
Unzählig viel zu gut
Und noch jeztund getan.

Die Kameraden stimmen ein, das ganze Bataillon singt mit. Die Nachbarregimenter fallen ein. Bald hebt sich der Choral, von Zehntausenden gesungen, von der Feldmusik begleitet, zum nächtlichen Himmel empor.

Der ewig reiche Gott
Woll uns bei unserm Leben
Ein immer fröhlich Herz
Und edlen Frieden geben . . .

Das Danklied schwingt sich auf von Formation zu Formation; zu den Lagerfeuern tönt es hinüber, wo die ermatteten Kämpfer ruhen, und zu den einsamen Winkeln abseits, da die Verwundeten sich hingeschleppt und um ihren todwunden Hauptmann sich geschart, den sie in seiner letzten Stunde nicht verlassen wollen.

Lob, Ehr und Preis sei Gott,
Dem Vater und dem Sohne . . .

Ein ganzes Heer dankt Gott für seinen Sieg.



Auf dem Balkon seines Lissaer Schlosses steht der Baron Mudrach mit seinem Rentmeister. Das war ein Tag heute! Da ist doch das Gerücht Wahrheit geworden, daß unser guter König uns nicht verlassen würde. Und wie hat er die Kaiserlichen geschlagen. Das war ein Tag heute! Der Baron hat sich die Schlachtordnung seiner hohen Quartiergäste heute morgen ansehen müssen. Als er aber zu Mittag merkt, wie drüben bei Sagschütz das Ausreißen anfängt und wie das Feuer sich immer weiter ausbreitet, hat er sich schleunigst in Sicherheit gebracht.

Von den Fenstern seines Schlosses hat er der regellosen Flucht des Kaiserlichen Heeres zugesehen. Das hat kein Ende genommen da unten auf der Straße. Alle Truppenteile durcheinander. Dann kamen bei Einbruch der Dunkelheit die Kanonenschüsse immer näher. Nun ist schon wieder das Haus voll verwundeter Offiziere, die sich verbinden lassen. Wenn sie doch endlich weiterzögen. Vielleicht sind sie schon weg. Der Koch hat wieder schaffen müssen, was es noch gab. Sie werden mich bald ganz aufgefressen haben. Jetzt schießen sie schon wieder. Was ist das für ein Lärm unten auf der Straße? Gott behüte uns! Wenn nur mein neues Haus verschont bleibt!

Da kommen Offiziere über die Brücke geritten gerade auf das Schloß zu.

Lieber Rentmeister, geh Er doch rasch hinunter und frag Er, was die Herren wünschen.

Die Offiziere sind von den Pferden gestiegen. Der Rentmeister kommt die Treppe heraufgestürzt und steht atemlos vor seinem Herrn.

Der König! . . . Herr Baron, kommen Sie schnell, er hat schon nach Ihnen gefragt.

Der Baron ist gerade die halbe Treppe herabgeeilt, da tönt von unten des Königs helle Stimme:

Guten Abend, mein lieber Baron Mudradh . . .

Der Baron ist vor Freude überwältigt.

Gebt mir was zu essen, lieber Baron!

Hut und Handschuhe hat der König auf ein Spiegelfonsol abgelegt.

Na, Baron, ist die Luft bei Euch reene, fragt der König frohgelaut im schönsten Berliner Tonsfall.

Der geplagte Hausherr hat längst die Blessierten Kaiserlichen vergessen. Er geleitet seinen hohen Gast die Treppe hinauf zum Speisesaal in den zweiten Stock. Da werden die Türen

aufgerissen: kaiserliche Offiziere, die das Schießen gehört haben, stürzen heraus, um sich auf und davon zu machen.

Wie auf eine Erscheinung starren sie dem unheimlichen kleinen Mann entgegen im blauen preussischen Generalsrock mit dem Stern vom Schwarzen Adler, den jeder kennt.

Guten Abend, meine Herren. Gewiß vermuten Sie mich hier nicht. Kann man hier auch noch unterkommen?

Den Baron sieht er bloß groß an. Aber der Zorn blitzt in seinem Auge auf.

Der König hat die Herren Österreicher inzwischen leutselig in das Gespräch gezogen. Ehrerbietig machen sie ihm Platz und geleiten ihn in den Speisesaal. Da sitzen ja noch mehr Kameraden. Zu Tode erschrocken springen sie auf. Der Baron ist fassungslos. Daß ihm das heute auch noch passieren mußte!

Exzellenz Zieten, ich bitte um ein Wort . . .

Ich weiß ja, lieber Baron, Er ist ein treuer Anhänger Seiner Majestät. Ich werde die Sache in Ordnung bringen.

Der König hat inzwischen die Offiziere gnädigt beurlaubt. Immer mehr Generale seiner Armee füllen die Gänge. Einer nach dem anderen betritt den Speisesaal. Der Baron ist zu seinen Dienern geeilt.

Schleunigst was Ordentliches auftragen. Der König speist bei mir!

Guter Rat ist teuer. Der findige Koch bereitet aus dem, was übriggelassen, ein treffliches Ragout, scharf gepfeffert und gut gewürzt. Das soll der König lieben.

Zieten hat mit Seiner Majestät gesprochen. Der Baron will sich entschuldigen. Der König ist gnädig.

Komm Er nur, lieber Baron, leist Er mir Gesellschaft.

Baron Mudrach sitzt dem König am kleinen Tisch gegenüber. Gott sei Dank, der König ist wieder gnädig zu mir . . . Der speist mit sichtlichem Wohlbehagen und spricht kein Wort. Mudrach hat Zeit, den großen Monarchen zu betrachten, seinen

König. Recht abgeschabt ist die Uniform und die Menge Tabaksflecken den ganzen Rock herunter. Zähne hat er auch nicht mehr viel. Hastig werden die letzten Bissen verzehrt. Bin ich froh, daß der Koch wenigstens seine Sache gut gemacht hat! . . . Der König blüht auf.

Kann Er Pharaos spielen?

Blißschnell geht es durch das Gehirn des Barons: Um Gottes willen, das Glücksspiel, das amüsante . . . Der König haßt doch alle Glücksspiele . . . Und er stottert gewandt:

In meiner Jugend . . . Ew. Majestät . . .

Dann weiß Er auch, was va banque ist? Das habe ich heute gespielt.

So, lieber Baron, nun schleunigst Tinte, Feder, Papier. Ich muß meinen Bruder benachrichtigen!

Der Federtiel fliegt über das kleine Stück Papier.

Mein liebes Herz, heut einen Monat nach Deinem Ruhmes-tage bin ich so glücklich gewesen, die Österreicher ebenso traktiert zu haben. Ich glaube, wir haben achttausend Gefangene gemacht, eine Unmenge Kanonen und Fahnen. Ferdinand hat sich bewunderungswürdig benommen. Kein einziger General ist tot, unsere Verluste werden ungefähr zweitausend Mann betragen. Ich habe um ein Uhr mit meinem rechten Flügel angegriffen, und es ist jetzt sieben Uhr, da ich hier ankommen. Morgen verfolge ich sie nach Breslau. Ich habe ihre Armee ganz und gar umgangen, indem ich meinen Aufmarsch verdeckte und ihnen meine Bewegungen verbarg. Ich habe ihnen meinen linken Flügel verweigert, und das hat einen großartigen Erfolg gehabt. Morgen marschiere ich nach Breslau, leb wohl, mein Herz, ich umarme Dich. Sr.

Wobersnow, sind die Feldjäger schon hier?

Zur Stelle, Ew. Majestät.

Schicke Er mir drei. Ist der Puttliß noch nicht da mit den Sekretären?

Eben ist des Königs jüngster Kornet von Puttlich angekommen mit der Feldequipage, den Hunden, den Büchern, den Sekretären. Die Heiducken schaffen eine schmale Matratze herauf. Der Baron wird gerufen. Der Rentmeister steht ratlos vor ihm. Der Herr Kornet verlangt Stroh für des Königs Majestät als Nachtlager!

Ich habe die Ehre, Herr Baron! Lächelnd entgegnet der junge Page auf die Einwendungen des Schloßherrn:

Seine Majestät, der König, haben mir ausdrücklich befohlen, das Nachtlager in diesen Tagen nur auf der Feldmatratze zu bereiten. Ein paar tüchtige Schütten Stroh bitte.

Im Turmzimmer wird das merkwürdige Nachtlager des königlichen Siegers bereitet.

Guten Abend, mein lieber Leutnant von Puttlich!

Dem kleinen Kornet treten dicke Freudentränen in die Augen. Zum Leutnant befördert . . .

Er hat sich heute sehr brav gehalten, sehr brav. Sind die Hunde da? Durch einen Türspalt schmiegen sich die Windspiele herein. Sie sind außer sich vor Freude, ihren Herrn wiederzusehen.

Puttlich, Er bleibt bei mir in der Nacht. Wenn Er irgend etwas von Wichtigkeit hört, werde ich unbedingt geweckt. Sonst um vier Uhr wie immer. Nicht schlafen lassen, hört Er wohl!

Ununterbrochen arbeitet der König: Die Feldjäger werden an den treuen Eichel und an den Minister von Schlabrendorf nach Glogau abgesandt mit der vorläufigen Nachricht des ‚herrlichen kompletten Sieges‘. Der König teilt mit, daß er in kurzem ‚eine umständliche Relation von dieser Bataille‘ senden werde. Schon jetzt aber soll allerorten Tedeum gesungen werden, das an den Standorten der preussischen Truppen mit Salutschüssen von Kanonen und kleinem Gewehr begleitet wird.

Die Herren Generäle!

Der König ist erstaunt, den größten Teil der Kommandeure versammelt zu sehen. Die Truppen sind dem Kanonendonner von Lissa nachgerückt, um ihrem siegreichen Feldherrn nahe zu sein, wenn er sie in der Nacht noch gebrauchen sollte. Der König ist heiterer Laune. Von draußen hört man das Singen der Soldaten. Im Park brennen die Lagerfeuer. Alle Häuser von Lissa sind voll bis unter die Dächer.

Nach getaner Arbeit ist gut ruhn, meine Herren, meint er behaglich. Baron Mudrach muß den Flügeladjutanten von den hohen Quartiergästen der letzten Wochen erzählen.

Ich glaube, Ew. Majestät, die Herren kaiserlichen Generale werden heute abend nicht so prahlerische Worte im Munde führen, wie sie sich vor vierzehn Tagen über Ew. Majestät erlaubten.

Ja, ja, Wobersnow, Wachtparade! Weiß Er noch? Na, ich verzeihe ihnen diese Dummheit, die sie sagten, zugunsten derer, die sie soeben gemacht haben.

Aber dem Schlachtfeld ist die Sonne aufgegangen. Dichter Schnee ist in der Nacht gefallen. Überall liegen kleine verschneite Hügel: Die Toten von Leuthen. Die Husaren werden kommandiert, die Verwundeten aufzusammeln; fürchtbar waren die Leiden der Ärmsten, da sie hilflos die Winternacht unter freiem Himmel ohne Trank und Nahrung zubringen mußten. Viele Hunderte von ihnen waren nachts gestorben. Alles, was noch lebt, wird auf die Wagen geladen und nach Sobelwitz oder Radardorf ins Feldlazarett oder weiter nach Neumarkt abtransportiert. Die Wundärzte können es nicht schaffen. Sie arbeiten bis zum Umsinken. Alle Paddknechte werden kommandiert, alle Bauern müssen heran. Pferde her. Die Toten müssen unter die Erde. Die Leichen werden zusammengebunden und von den Pferden über den Schnee zum nächsten Massengrab geschleift. Ihr sollt die Toten nicht ausziehen, ihr verfluchten Kerle! Aber da nützt kein Kommando,

keine Drohung. Montur und Mantel scheint das gute Anrecht für die trostlose Arbeit in der eisigen Kälte geworden zu sein. Tagelang werden die Gräber geschäufelt und gefüllt. Wochenlang sterben Verwundete; immer neue Grabhügel wölben sich auf Leuthens Feld.

In Radardorf ist der Generalmajor von Rohr seinen Wunden erlegen. Treue Hände haben ihm in der alten Gruft unter dem Altar der kleinen Kirche die letzte Ruhestätte bereitet. Dort schläft der tapfere Held und Junggeselle, der lange Rohr. Der Graf von Lucchesi hat in Grobelwitz sein Grab gefunden. In einem schlesischen Bauerngarten ruht der Sohn Italiens, der hitzige Reitersmann.

Die preussische Armee ist im Vormarsch auf Breslau. Noch in der Nacht ist der Feind hinter die Lohe gegangen. Um zehn Uhr am kommenden Morgen wollen sich die Reste der kaiserlichen Armee im alten Lager der Preußen festsetzen. Bald werden sie vertrieben. Ja, wo ist denn die Armee überhaupt hingekommen? In Gräbschen vor Breslau finden hohe österreichische Offiziere endlich das Hauptquartier. Der Herzog Karl von Lothringen ist niedergeschmettert. Ja, das hätt' ich nicht gedacht, das hätt' ich halt doch nicht gedacht. Feldmarschall Daun frißt seinen Ärger in sich hinein. Er hat das Unglück ja kommen sehen, als man den Unsinn machte und die gute Stellung vor Breslau verließ. Ja, wo ist denn überhaupt die Armee? Preussische Husaren im Anmarsch! Machen wir bloß, daß wir fortkommen. Hier sind wir nicht einen Augenblick sicher. Der Preuße wird Breslau belagern, wir müssen auf dem schnellsten Wege nach Schweidnitz... In Klettendorf wird haltgemacht. Dort treffen die Herren auf Nádasdy. Der schäumt vor Wut.

Wenn ich Ihren Rückzug nicht noch gedeckt hätte, stünden Sie nicht hier, Durchlaucht, und von der Armee wäre kein Pferdenschwanz mehr übrig. Natürlich werde ich jetzt herhalten müssen

für alle Dummheiten, die gemacht wurden. Da mußte natürlich auf den Trottel, den Luchesi, gehört werden, und wenn ich Truppen gebrauchte, dann bekam ich keine.

Mäßigen Sie sich, Graf . . .

Sehen Sie doch mal zum Fenster hinaus, wie sich unsere Kerle da draußen benehmen! Sind das vielleicht Soldaten, Ihre Grenadiere? Aber da mußte ja die Menage vorausgeschickt werden nach Neumarkt . . . Jetzt haben sie nichts zu fressen und schießen sich die Tauben von den Dächern.

Graf Nádasdy, denken Sie an den Rückzug. Der Rückzug muß doch gesichert werden.

Bitte, Durchlaucht haben ja den Oberbefehl. Der Herr Feldmarschall kann Ihnen ja raten. Stellen Sie mich hin, wohin Sie wollen. Aber das sage ich Ihnen, das ist mein letzter Feldzug für das Erzhaus gewesen.

Durch Schlesien zieht ein geschlagenes Heer, unablässig verfolgt von den Husaren. 37 000 Mann sind übrig, davon sind über 20 000 krank.

Die schöne österreichische Armee ist nicht wenig delabriert von dem langen Feldzug, schreibt der Prinz Karl an seinen Bruder, den Kaiser. Abgerissen, ohne Wäsche, ohne Montur, mit einem Wort, in so mißlichen und erbarmungswürdigen Zuständen, als sie es noch niemals gewesen, und muß dennoch wegen der Nähe des Feindes ohne Zelte lagern.

Am Tage vor dem Weihnachtsabend hat Prinz Karl die böhmische Grenze überschritten.

Die Glocken auf Breslaus Türmen sind verstummt. Als die Bürger am 5. Dezember den Kanonendonner von Lissa hörten, da schlugen die Herzen der preußisch Gesinnten in Hoffnung und Freude hoch auf. Was auch die kommenden Tage bringen mögen, der König hat gesiegt, so dachten die Starken und Tapferen. Was wird über unsere Stadt kommen, die bis zum letzten Hause angefüllt ist mit Soldaten der Kaiserin,

da 5000 Verwundete in Kirchen, Klöstern und Spitalern liegen, da Hungersnot und Beschießung droht, so dachten die Sorgenlichen in Bangen. Aber die Emsigen, die eilig sich wieder dem Erzhause unterwürfig zugewandt und ihre Würde weggeworfen, ihnen froh die bleiche Angst ins Gesicht, und sie wünschten den Tag, da sie feige und unehrlisch geworden.

Ein Teil des geschlagenen Heeres hat sich hinter die Wälle der Stadt gerettet. 17 000 Mann zählt die Besatzung. Am 7. Dezember sind die Preußen vor die Stadt gerückt. Unheimliche Stille liegt über der Festung. Es ist bitterkalt geworden. Der breite Stadtgraben ist ganz zugefroren.

Der König ist emsig am Werke. Von Brieg und Neisse rollen die schweren Geschütze und Mörser an. Auf den Landstraßen poltern die Karren mit den eisernen Kugeln. Im Kloster der Barmherzigen Brüder haben sich sechs Bataillone verschanzt. Auf dem Sankt Mauritius-Kirchhofe hat General Forcade seine feste Stellung. Ein gewaltiges Erdwerk zieht sich von dort bis vor das Schweidnitzer Thor. Wo wird der Angriff beginnen? Sicher drüben am Nikolaitore. Dort ist eine große Batterie in Stellung gebracht. Dort wird ein Laufgraben gezogen. An die Taschenbastion können sie ja nicht heran, an das stärkste Werk der Festung. Am 10. Dezember trafen die ersten Schüsse, vom 14. bis 20. wird die Stadt ohne Unterbrechung mit Kugeln überschüttet. Kein Mensch ist auf den Straßen mehr sicher, kein Mensch in den Häusern. Alles flüchtet in die Keller. Überall flammen die Brände auf. Am 14. fliegt das Pulverlaboratorium am Sandtore in die Luft. Unter den Trümmern der einstürzenden Häuser werden Hunderte begraben. Das stärkste Werk der Festung, die Taschenbastion, wird unter ein vernichtendes Kreuzfeuer genommen. Wie bei Leuthen hat der König den Hebel an der schwersten Arbeit angelegt. Am 16. Dezember fliegt das Pulvermagazin auf dieser Bastion hoch und zerschlägt die Häuser der benachbarten Harrasgasse.

Der Kommandant von Breslau, Baron Sprecher, hat Galgen auf den Straßen errichten lassen; jeder, der von Übergabe spricht, soll daran aufgehängt werden. Aber er weiß, ich bin verlassen. Des Prinzen Armee ist nach Böhmen abgezogen, die Stadtgräben sind fest zugefroren, der Sturm der Preußen kann jeden Tag beginnen. Am 19. Dezember abends übergab der mutlose Mann die Festung, und am 21. streckten 13 Generäle, 685 Offiziere und 17 635 Mann zwischen dem Nikolaitore und dem Schweidnitzer Tore die Waffen.

Es bleibt noch zu berichten, daß General von Driesen am 16. Dezember mit seinen Schwadronen vor Liegnitz erschienen ist und die Stadt eingeschlossen hat. Am Weihnachtsfeiertag kommt Fürst Moritz von Anhalt mit seinen Bataillonen zur Belagerung der Stadt. Drei Tage später kapituliert ihr Verteidiger, Oberst von Bülow, unter der Bedingung freien Abzuges der Besatzung.

Schlesien ist bis auf Schweidnitz vom Feinde frei. Das Ende krönt das Werk. Von dem Tage an, da die preußischen Reiter die ersten Gefangenen bei Parchwitz machten, bis zur Übergabe von Breslau und der Stunde, da Prinz Karl den Landeshüter Paß überschritten, hatte die Kaiserliche Armee 48 000 Mann eingebüßt.

Die Schlacht ist aus. Tausendfach aber hallt ihr Echo über die Länder der Welt. Wir wollen versuchen, einiges davon zu vernehmen.



Die Zeitgenossen und die Bataille von Lissa



ieses Kapitel wird von Briefen berichtet, von denen geschrieben, die dem großen Ereignis ganz nahe waren. Es wird erzählt von den Glückwünschen, die der Sieger von Leuthen erhielt, und es wird uns zeigen, wie der König als Freund, als Mensch und als Staatsmann zu alledem stand.

Wir werden die offiziellen Berichte beider Seiten betrachten und daraus ersehen, wie die gerissenen Politiker in Wien versuchen, den Hieb des Schwertes mit der Gewandtheit der Feder abzuschwächen, wie aber der König als Diplomat das Lügengespinnst des Wiener Hofes zerreißt.

Hören werden wir, wie der helle Klang der Fanfare vom Siege bei Leuthen in die Herzen der Völker dringt und tausendfaches Echo erweckt: Was das Volkslied singt, was der Volksmund spricht, was die Stimme des Volkes, die öffentliche Meinung zur Bataille von Lissa sagt in London, Wien und Paris. Sehen werden wir, wie in Preußen und in deutschen Landen, in England und in Holland kunstfertige Hände am Werke sind, das Bild des Siegers von Leuthen zu formen und den Ruhm der Schlacht der Nachwelt einzuprägen.

Am 8. Dezember 1757 schreibt der Schloßherr von Lissa, Baron Mudrach, unter dem frischen Eindruck des großen Er-

lebens inmitten der Sorge, der Unruhe und Unordnung, die ihn umgibt, an seinen Neffen:

Liebster Nefte und Freund! Ich erwache aus einem Traum, der fast zehn Wochen gedauert hat. Es schien mir, als ob wir von unserem großen Könige, dem größten Helden, der je existiert hat, verlassen worden wären. Ich glaubte, in den Schoß Oesterreichs zurückgekehrt zu sein, wo man mir außerordentliche Vergünstigungen versprochen hatte und Entschädigungen für die ungeheuren Verluste, welche seine Armee mir zugefügt hatte. Von meinen Fenstern aus habe ich sie am 22. v. Mts. im Siegesjubiläum gesehen, als die Unsrigen schwere Fehler gemacht hatten. Breslau übergibt sich, der Führer unserer Armee wird gefangen genommen. Aber wie? Durch zwei gemeine Kroaten, während er mit seinem Reitknecht allein war. Dieser Prinz wurde zu mir nach Stabelwitz geführt. Ich gab ihm dort Abendessen und Nachtquartier. Der Himmel schien alle Wohlthaten auf das Haus Oesterreich ausgeschüttet zu haben. In dieser Erstarrung, in der ich mich befand, verbreitete sich das Gerücht, daß unser guter König sich Schlesien näherte. Ich bemerkte ungeheure Bewegungen unter den Siegern. Indessen blieben sie, von ihrer Überlegenheit sicher gemacht, ruhig; denn sie glaubten nicht, daß man sich ihnen weiter nähern würde als bis nach Glogau. Die großen Märsche, die der König machte, zwangen sie, die angenehme Stellung von Breslau zu verlassen. Man bricht das Lager am 3. Dezember hastig ab. Man passierte wiederum Lissa in ungeheuren Haufen, man blieb unter den Waffen in der festen Überzeugung, den König zurückzuwerfen und ihm die Winterquartiere in Glogau vorzuschreiben. Der Herzog von Lothringen übernachtete bei mir. Aber er legte sich nur auf einen Strohsack. Man sah, daß eine Schlacht bevorstand. Zu diesem Zweck ließ man plötzlich die Bagage schleunigst

umkehren. Alles war frühzeitig auf der Hut; ich sah mir die Schlachtordnung an, welche bei Nippern aufgestellt war, von da über Leuthen bis gegen Gohlau. Diese überlegene Armee breitete sich mit ihrem vorgebogenen linken Flügel aus, um sich auf den rechten Flügel des Königs zu werfen. Nádasdy war es, der die bayrischen, württembergischen und einen Teil der österreichischen Truppen kommandierte. Der König wußte ihnen so gut entgegenzuarbeiten und griff sie so lebhaft an, daß sie alsbald geworfen und zerstreut wurden. Da diese nachgaben, sah man bald, wie sich das Feuer weiter ausbreitete. Diese Ausreißer gaben ein schlechtes Beispiel, und da ich mich zur rechten Zeit zurückgezogen hatte, hatte ich Muße, von meinem Fenster aus zu beobachten, wie alles anfing, sich zu retten. Es gab eine allgemeine Verwirrung, ohne daß der rechte österreichische Flügel überhaupt jemals in den Kampf eingetreten war. Alles begann zu fliehen, die Nacht brach an. Die Kanonenschüsse verfolgten die Geschlagenen bis in meine Häuser am Damme, was die österreichischen Offiziere, die sich bei mir verbinden lassen wollten, nötigte, ihre Beine in die Hand zu nehmen. Mir kam es vor, als wenn ich plötzlich aus einem Traum aufwachte. Ich war auf meinem Balkon, da sah ich einige Kavaliere über meine Brücke reiten und geradeswegs auf mein Schloß zukommen. Mein Rentmeister war bei mir, ich sagte ihm, er solle nachsehen, was das sei. Er kam auf der Stelle wieder und sagte, es sei der König, der nach mir frage. Ich war kaum auf der halben Treppe, als der König rief: Guten Abend, lieber Baron Mudrach. Denke Dir, wie ich vor Freude überwältigt war, unseren großen König wiederzusehen. Er begegnete mir sehr liebenswürdig und bat mich um ein Abendessen. Das geschah, so gut es die Umstände erlaubten. Ich lasse alle Einzelheiten aus und will Dir nur sagen, daß der König auf

seiner Matraze schlief, die auf Stroh gelegt wurde. Seine ganze Armee lagerte sich diesseits des Flusses, während ich die andere nach Neufirch zu fliehen sah. Durch die Feuer, die sie anzündeten, konnten wir von meinen Fenstern aus ihre Verwirrung ansehen. Am nächsten Morgen sah man nichts mehr von ihnen. Der König folgte ihnen frühzeitig mit wenig Truppen. Gegen 10 Uhr sah ich ein kleines Gefecht jenseits der Lohe, wo sie sich in dem Lager festsetzen wollten, das unsere Truppen am 22. November innegehabt hatten. Ich sah, daß alles gut ging, und schon zwei Tage später besetzte der König die Vorstädte von Breslau. So war ich Zuschauer der wunderbarsten Ereignisse. Aber wenn ich auch glücklich bin über unseren ruhmvollen Sieg, lieber Freund, soll ich Dir sagen, wie sehr ich leide? Die auf meinem Gelände kämpfenden Truppen haben mich an den Bettelstab gebracht. So viel tausend Gefangene und Verwundete, so viel Infanterie und Kavallerie, die sie bewachen, alles das befindet sich in meinem Schloß und seiner Umgebung. Nicht eins der schönen Zimmer ist verschont geblieben. Die Gänge und Treppen sind bedeckt mit diesen Unglücklichen, die von Ungeziefer aufgefressen werden. Ich kann keinen Schritt aus meinem Zimmer herausgehen. Ich bin ausgeplündert, meine Scheunen geleert, die Schüttdöden entblößt, alles Großvieh aufgeessen, die Häuser zerstört . . . Man muß eine starke Seele haben, um alles das zu ertragen. Zum Glück habe ich meine Familie in der Stadt, und ich will das Ende aller Unglücksfälle, die mir bestimmt sind, gern erdulden.

Ja, es gehört eine starke Seele dazu, Zeuge des Krieges auf eigener Scholle zu sein. Wie hat der große König doch gesagt? Wenn die Fürsten um Provinzen spielen, bilden die Untertanen den Einsatz. Diese bittere Erkenntnis, die ihm das

blutige Handwerk des Krieges zur Qual werden ließ, ist niemals in ihm erloschen. Der Krieg ist die harte Notwendigkeit geworden zur Erhaltung seines Staates. Es ist ein Kampf um Sein oder Nichtsein, eine Arbeit, die die Götter dem geplagten Helden auf die Schultern gelegt.

Bliden wir noch einmal zurück auf den Weg des Königs in diesem Jahre von Prag über Kolin nach Roshbach bis Leuthen, und wir werden die Theilnahme seiner Freunde und Anhänger an dem wunderbaren Gelingen dieser Heldenarbeit verstehen.

Am 11. Dezember schreibt der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der die englische Armee befehligt:

„Indem ich Gott preise, daß er Ihre Person bewahrt hat, beglückwünsche ich Ew. Majestät aus tiefstem Herzen zu dem Siege, den Sie soeben errungen haben. Sie geben der Nachwelt die Lehre, daß ein König wohl Unglücksfälle erleiden kann, aber daß ein großer König sie auszugleichen wissen muß. Wäre ich weniger ergriffen, würde ich versuchen, Ew. Majestät meinen Glückwunsch zu diesem schönen Waffengang besser auszudrücken, aber, Majestät, mein Herz gebietet mir, besser mitzufühlen als zu sprechen.“

Aus Bologna erhält der König die Glückwünsche seines alten Rheinsberger Freundes, des Grafen Algarotti:

„Ich wußte sehr wohl, Sire, daß, als ich Ihnen zum fünften November Glück wünschte, ich Ihnen bald noch zu einem zweiten Fünften Glück zu wünschen haben würde. Dieser zweite Fünfte setzt Ew. Majestät's Ruhme die Krone auf und macht einem Krieg ein Ende, desgleichen sämtliche Annalen der Menschheit nicht aufzuweisen haben. Man sagt, Sire, Sie hätten wenig Barmherzigkeit, daß Sie Ihre Feinde so vor Frost und Hunger sterben lassen. Ew. Majestät, sagt man, hätten sie sollen während einer so rauhen Jahreszeit in Ruhe lassen und ihre Großmut

bewundern, während Sie fünf- oder sechsmal von ihnen angegriffen worden wären. Bis jetzt, Sire, hat es mir geschienen, daß Ew. Majestät durch diese außerordentlichen Taten die moderne Geschichte zu der Würde der alten erhoben haben. Allein ich sehe wohl, Sire, daß Ew. Majestät der Geschichte durch Ihre bewunderungswürdigen Taten den Charakter eines Romanes geben. Ich wünsche Ew. Majestät noch viele Lebensjahre und alle so glorreich wie dieses.'

Der König antwortet aus Breslau am 10. Januar 1758:

„Ich habe den Brief, in welchem Sie mir zu dem am Fünften vergangenen Monats über die Oesterreicher erfochtenen Siege Glück wünschen, wohl erhalten. Ich fühle mich sehr über den Anteil geschmeichelt, welchen Sie an diesem Ereignis nehmen und empfangen mit Vergnügen die frommen Wünsche, die Sie in dieser Beziehung machen. Ich wünsche, daß sie in Erfüllung gehen mögen; unterdessen liege ich wieder fertig zum Feuer und bin bereit, den Schlag, den man gegen mich führen will, zurückzuweisen. Übrigens bitte ich Gott, daß er Sie in seinen gnädigen Schutz nehme.'

Neue Arbeiten stehen bevor; dieser Brief ist zurückhaltend, höflich wie immer, vorsichtig und gefaßt.

Welche Zentnerlast von des Königs Seele durch den Sieg von Leuthen genommen wurde, das geht aus den Briefen an seinen treuen Freund und General, den Feldmarschall Jacob von Keith, hervor:

Niemals habe ich so viele Hindernisse vorgefunden wie bei dieser Gelegenheit hier . . . Der Himmel sei gelobt, daß uns das geglückt ist . . .

Wenn jemals Preußen Ursache gehabt hat, Te Deum singen zu lassen, dann bei dieser Gelegenheit.

Das Schönste aber, was aus den Briefen und Worten des ruhmgekrönten Siegers klingt, ist der Dank an seine Soldaten,

ist seine eigene Bescheidenheit, die Friedrich zu dem Begriff des wahren Helden emporhebt: Dieser Tag, sagt er zu seinen Offizieren am Abend in Lissa, wird den Ruhm Ihres Namens und der Nation auf die späteste Nachwelt bringen.

Seinem alten Freund, dem Marquis d'Argens, antwortet er auf seinen Glückwunsch am 19. Dezember aus dem Hauptquartier zu Dürrgoy vor Breslau:

Ihre Freundschaft verführt Sie, mein Lieber; im Vergleich mit Alexander bin ich nur ein Schulknabe, und einem Cäsar bin ich nicht wert, die Schuhriemen zu lösen. Nur die Not, die Mutter der Betriebsamkeit, hat mich handeln gelehrt und bei verzweifeltsten Übeln auch zu verzweifeltsten Heilmitteln getrieben.

Acht Tage später, nach der Einnahme von Breslau und Liegnitz, schreibt er aus Striegau an den Marquis:

Könnte mich irgend noch Eitelkeit anwandeln, so müßte es bei Ihren Briefen geschehen. Aber, mein Lieber, wenn ich mich recht betrachte, so gehen von Ihrem Lobe drei Viertel ab. Alles, was Ihre Beredsamkeit so gern an mir erheben will, besteht in weiter nichts als in ein wenig Entschlossenheit und in viel Glück. Sie werden mich nachgerade so wiederfinden, wie Sie mich verlassen haben, und Sie können versichert sein, daß alle Dinge, die in der Ferne so sehr ins Auge fallen, in der Nähe oft sehr klein sind.

Zwei Tage später sendet der König an seine geliebte Schwester, die Markgräfin von Bayreuth, einen poetischen Brief, der mit den Zeilen beginnt:

Endlich, meine liebe Schwester,
fang ich wieder an zu atmen,
Und ich atme nur für Dich.
Zornesmüde ist das Schicksal
Und das Glück, es lächelt wieder.

Das wechselnde Glück! Friedrich kannte seine Unbeständigkeit. An seinen Bruder Heinrich schreibt er aus Breslau am 22. Dezember, nachdem er ihm die Einnahme der Stadt gemeldet und die Gesamtverluste der Kaiserlichen Armee zusammengerechnet hat, die er mit 47 700 Mann beziffert:

Mit einem Wort, das Glück ist wieder zu mir zurückgekehrt, aber schicke mir die beste Sphäre, die Du finden kannst, damit ich ihm die Flügel beschneide.

Noch ein Brief aber sei hier verzeichnet, wohl der schwerwiegendste und wichtigste aus den Tagen des Ruhmes von Leuthen, der Brief des Staatsmannes, der seiner großen Gegnerin die Hand bietet zum Frieden, ein Brief voller Klarheit und Menschlichkeit, ein Brief, der Ströme von Blut, Jahre voll Kummer und Not verhindern konnte, wenn er ein Echo gefunden hätte. Der Fürst Lobkowitz, der mit der Besatzung Breslaus kriegsgefangen wurde, aber nach Wien ausgetauscht wird, übergibt ihn der Kaiserin. Darin stehen die Worte:

Ohne die Schlacht vom 18. Juni, wo mir das Glück zuwider war, würde ich vielleicht Gelegenheit gehabt haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen; es kann sein, daß wider meine Natur Dero Schönheit und Großmut den Sieger überwunden, wir aber ein Mittel gefunden hätten, uns zu vergleichen. Eure Majestät hatten zwar einigen Vorteil in Schlesien, er war aber nicht von langer Dauer, und die letzte Schlacht ist mir wegen des dabei vergossenen vielen Blutes noch schrecklich. Ich habe meinen Sieg genutzt und Breslau eingenommen, ich hoffe auch Schweidnitz wieder in meine Gewalt zu bekommen, so daß ich imstande sein werde, in Böhmen und Mähren einzurücken. Überlegen Sie dieses, meine Cousine, lernen Sie einsehen, wem Sie vertrauen. Sie werden sehen, daß Sie Ihr Land ins Verderben stürzen, daß Sie an Vergießung so vielen Blutes Ursache sind, und daß Sie denjenigen nicht überwinden

können, der, wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, so wie er Ihr naher Verwandter ist, mit Ihnen hätte Europa zittern machen können. Ich schreibe dieses aus dem Innersten meines Herzens und wünsche, daß es Eindruck machen möchte. Wollen Sie aber die Sache aufs Äußerste treiben, so werde ich alles versuchen, was mir meine Kräfte verstatten. Wenn Ihnen Ihre Bundesgenossen so beistehen, wie es ihre Schuldigkeit ist, so sehe ich voraus, daß es um mich geschehen sein wird. Allein es wird mich rechtfertigen, daß ich einen Mitkurfürsten von der Unterdrückung habe retten wollen, daß ich zur Vergrößerung des Hauses Bourbon nichts beigetragen, und daß ich zweien Kaiserinnen und drei Königinnen Widerstand leisten mußte.

Der Hof von Wien wollte die Stimme der Menschlichkeit nicht hören, der Haß trübte die Geister.

So klar wie die preussische Relation den Sieg von Leuthen darstellte, ohne die geringste Übertreibung, ja, mit nüchternen Aufzählung des großen Geschehens in einem Stile, an dem man den königlichen Verfasser sofort erkennt, so verlogen und entstellend war der Bericht der Wiener Diplomaten. Hier sprach der Soldat, dort beschönigten die Federführer vom grünen Tisch. Vorsichtig bereitet der Bericht die Untertanen auf das Peinliche vor, wenn er mit den Worten beginnt:

Das Glück der Waffen ist sehr veränderlich. Bisweilen gefällt es dem Gott der Heerschaaren, sehen zu lassen, daß das Schicksal der Schlachten ungeachtet des Einverständnisses der Generale und der Tapferkeit der Truppen in seinen Händen und nach seinen unveränderlichen Schlüssen der allerherrlichste Fortschritt mit einigen Anfällen begleitet sei.

Dieser Bericht gibt bekannt, daß das Heer des Königs durch die Truppen des Feldmarschalls Lehwald verstärkt worden sei, der in Preußen gegen die Russen gefochten. Diese offenbare

Lüge, die die Stärke der Preußen vermehren und die Schmach vermindern sollte, von einer so kleinen Schar besiegt worden zu sein, nötigte den König zu einer ebenso kurzen wie scharfen und schlagenden Widerlegung, in der er die Zahlen sprechen läßt und das Urtheil des gesunden Menschenverstandes anruft.

Mochten die Diplomaten vertuschen so viel sie wollten, die Fanfarenklänge von Leuthen waren längst in die Herzen der Völker gedrungen, tausendfach hallte ihr Echo wider. Das Tedeum, das in allen preussischen Städten angestimmt wurde, die Salutschüsse, die ertönten, die Siegesfeiern zu Berlin, sie waren verklungen. Aber das Volkslied sang den Ruhm von Leuthen weiter. Vater Gleim besingt die Leuthener Schlacht in einem langen Siegeslied, des Chorals von Leuthen gedenkt er in seinen Kriegsliedern mit den Versen:

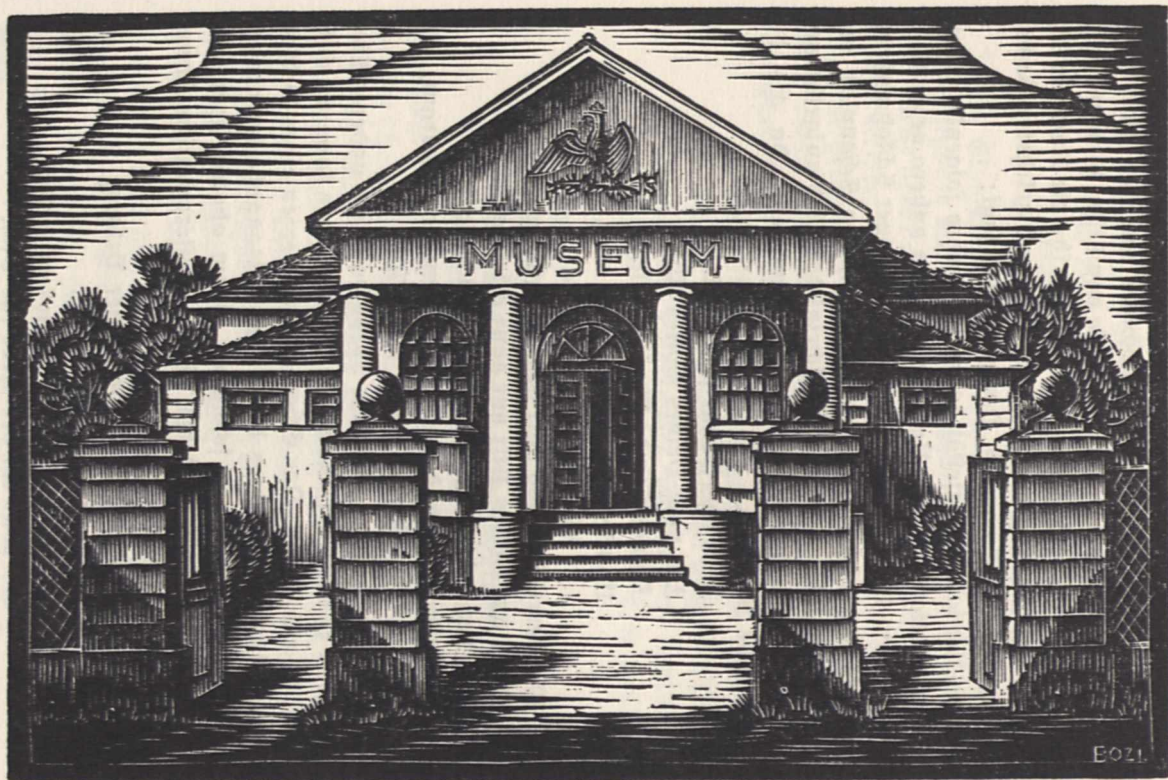
Wir aber sahen Mann bei Mann
Und dachten keinen Spott
Und stimmten all auf einmal an:
Nun danket alle Gott!

Von den Tagen an, da Friedrichs Stern wieder zu strahlen beginnt, tauchen sogleich die Divatbänder auf. Kleine bedruckte Seidenbänder mit fliegendem Adler, aufgehender Sonne, Namenszügen, Bildern des Königs und den Insignien von Preußen. Wie ein neckischer Kobold jubiliert das kleine Divatband von Roßbach; wie ein Freudenruf der Erleichterung nach dunklen Sorgentagen klingt sein erster Reim:

Viktoria, der Sieg ist da!
Roßbach, 5. Nov. 1757.

Und dann heißt es weiter:

Die sogenannte Reichsarmee
Und Frankreichs große Dauphiné,
Die sind nunmehr wohl überführt,
Daß Friedrich als ein Held regiert.



Das Leuthenmuseum erbaut 1921, erweitert 1934

Bald erscheinen die ersten Divatbänder auf den glorreichen Sieg vom 5. Dezember. Die Bataille von Lissa, so nennen ihn ganz allgemein die Zeitgenossen, so nennt ihn die Nummer 152 der Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen auf das Jahr 1757 vom 20. Dezember und sagt:

Seine Königliche Majestät haben nunmehr folgende zuverlässige Relation von der Bataille zu Lissa anhero gesandt.

Auf einem kleinen Divatband im Breslauer Schloßmuseum wird als Schlachtort Borna angegeben, der Schauplatz des Vorhutgefehtes. Wie der Bliß scheint das Lied aufgeklungen zu sein, vielleicht war Spruch und Band eher da als die authentische Relation.

Preußens Sonne stehe stille
Bis nach Deines Gottes Wille
Deiner Feinde Macht sich legt
Und kein Unfall sich mehr regt.

Vive Frédéric le Grand!

Wie herrlich David dort den Goliath bekriegt,
Da er auf Gottes Hilf nur ganz allein gebaut,
Also hat Friederich bei Borna auch gesiegt,
Weil Er wie David gleich hat seinem Gott vertraut.

Borna, den 5. Dez. 1757.

Ist es nicht, als klänge aus dem Spruchband ein anderes Lied auf? War es nicht bei Borne, da die Kolonnen sangen: Gib, daß ich tu mit Fleiß? Das Echo hallt im Herzen eines Volkes.

Dann kündet ein anderes Band ohne Ortsangabe den großen Sieg. Krone und Sonne schmücken es am oberen Ende. Es lebe der große König, Viktoria, die große österreichische Armee ist geschlagen. Den 5. Dezember 1757.

Großer König, Haupt der Helden,
Lorbeerreicher Friederich,
Was wird man in Wien jetzt melden,
O! Was tut der Herr für Dich.

Österreich wollte Dich verschlingen,
Und Dir muß der Sieg gelingen.
Neunmal war Dein Gott mit Dir.
Frecher Neid, erstaune hier.

In der Glaschleife am rauschenden Bach in den schlesischen Bergen sitzt der alte Glasmacher über die surrende Scheibe gebeugt; leise drückt er den zierlichen Pokal dagegen. Da ist des Königs Armee, das ganze Zentrum und die beiden Flügel, in das Glas geschnitten, da ist das Dorf und dahinter die Türme von Breslau, und nun geht es an die Buchstaben. Sauber aufgezeichnet ist die Schrift, und die Scheibe schreibt:

Vorstellung der wichtigen Bataille und großen Sieges, welchen Seine Königl. Mag. von Preußen über die Österreicher Armee bey Leuthen erfochten.
d. 5. Dec. 1757.

Es lebe!

Durch des Himmels Gnade
Der König, der uns helfen kann,
So schlägt er mit der Wachtparade
Noch allzeit 80 000 Mann.

Heut steht der Pokal in des Königs Schloß zu Breslau. Habt ihr ihn schon gesehen, ihn und die Divatbänder?

Meister Giese und Meister Hamm zu Iserlohn in Westfalen haben viel Arbeit. Rauchtabsdosen aus Messing, das ist der große Artikel. Die neuesten Merkwürdigkeiten und die weltbewegenden Ereignisse werden auf den Dosen abgebildet. Das verlangt die Mode. Der König hat einen Sieg erfochten. Breslau ist wieder preussisch. Auf das Mittelfeld der neuen Dosenserie wird das Bild der alten großen vieltürmigen Stadt geschnitten; drei Reiter blicken hinüber zu ihren Wällen und Toren. Der feine Stichel schneidet Verse in den Stempel ein, über den dann die Menge der Messingplatten gedrückt wird.

Der König kommt.
Wort zum Erstaunen.
Der Feind erschrickt,
Bricht auf und flieht,
Da sich von donnernden Carthäunen
Ein Ungewitter auf ihn zieht.

Rechts des Bildes aber werden die Worte geprägt:

Der König kommt.
Wort zum Entzücken.
Der Untertan eilt frisch hinzu
Und segnet mit betränten Blicken
Den Held, den Schuß, Gott, seine Ruh.

In Berlin arbeiten die Meister Georgi, Mitsch und Holzhey an den schönen Medaillen. Meister Jakob Abram hat schon eine auf Roßbach geschlagen. Der preußische Adler schleudert Blitze gegen einen Doppeladler, einen gallischen Hahn und drei kleine Vögel. Ein Herkules wird von einem Adler mit Blitzen bedroht. Auf dem Felde liegen französische Wappenlilien. Friedrich der Große, König von Preußen, heißt die Aufschrift des Bildes, das ihn auf springendem Pferde darstellt. Tapferkeit, bei Roßbach triumphierend, lautet die Unterschrift. Über 20 Medaillen, auf die Schlachten von Roßbach, Lissa und auf die Einnahme von Breslau besitzt das Münzkabinett des Schlesienschen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer. Nur eine kleine silberne Medaille trägt den Namen Leuthen. Ihre Inschrift lautet:

Der Sieg bey Leuthen
Erschallt durch alle Zeiten.

Eine Glocke mit dem preußischen Adler und dem Wort Gloria versinnbildlicht diesen Vers.

Der Heldenruhm von Leuthen hat die Zeiten überdauert. Als 49 Jahre später der greise Feldmarschall Wichard Joachim Heinrich von Möllendorf, derselbe, der einst als Hauptmann

den Leuthener Kirchhof erstürmte, bei Jena verwundet in französische Gefangenschaft fiel, hat Napoleon diesem Helden von Leuthen seinen Degen zurückgegeben und ihn mit dem Kreuz seiner Ehrenlegion ausgezeichnet.

Noch einer kleinen Bronzemedaille sei hier gedacht, auf der des Volkes Stimme den Sieger von Leuthen so treffend ehrt. Sie zeigt sein Reiterbild und die kurze vielsagende Inschrift:
Rex Dux et Miles, der König: Führer und Soldat.

Lissa 1757.

Führer und Soldat, das ist die Sehnsucht, das ist das höchste Ideal des wehrhaften preussischen Volkes.

Der Holländer ist zurückhaltend und sparsam — auch in seinem Lob. Die vielen Dosen aus Westfalen, die zum Aufbewahren des holländischen Pfeisentabaks in den weiten Taschen der Rockschöße versanken, sie haben wohl dazu beigetragen, die Persönlichkeit des Siegers von Leuthen auch bei den klugen Kaufmännern Hollands populär zu machen. Sie vergessen nicht, daß der große Monarch ihr Vaterland erst vor zwei Jahren infognito besucht hat. Sie denken daran, wie ihn der wohlunterrichtete Magistrat zu Utrecht am Schlagbaum begrüßte mit dem gemeinsamen Rufe: Gott sei gelobt, daß wir den Verteidiger der protestantischen Religion bei uns sehen. Sie wissen allerdings nicht, daß der, den sie begrüßten, nur der Oberst Balby war, und daß der König vom Bagagewagen aus diese Szene mit der herzlichsten Freude beobachtete, den klugen Holländern bei der Bewahrung seines Infignitos einen Streich gespielt zu haben. Nein, den König von Preußen, den kriegsgeübten Soldaten, überlistet man nicht so leicht. Holland ist stolz darauf, diesen größten Monarchen seines Jahrhunderts als Gast beherbergt zu haben, wie es auch Peter den Großen infognito mitten unter seinem Volk gesehen.

Als Breslau, die große Handelsstadt im fernen Schlesien, erobert ward, modelliert ein holländischer Künstler eine schöne

Medaille. Der Friede ist mächtiger, ist in lateinischer Sprache über einem sehr guten Festungsbilde zu lesen. Breslau erobert 21. Dec. 1757, steht holländisch darunter. Aber des Königs Bildnis auf der Vorderseite ist gänzlich unähnlich, und man könnte meinen, der Künstler hätte eine falsche Vorlage beim Schneiden benützt, etwa ein Bild Augusts des Starken.

Ganz anders trafen die Künstler Englands die Ähnlichkeit des Königs. War doch sein Bild in Tausenden von Kupferstichen in den Läden und auf den Straßen Londons verkauft worden. Der König von Preußen war der wahrhaft volkstümliche Mann Englands. Er nutzte dem Lande. Er war der Mittelfürmer im großen europäischen Wettkampf zwischen England und Frankreich. So sahen ihn die Regierenden. Er war der Verteidiger der protestantischen Sache, so sah ihn das englische Volk, dem diese Idee durch eine vortreffliche Propaganda eingehämmert worden war. Der Große König stand viel zu sehr über den Dingen, als daß er sich einseitig zum Verteidiger eines Bekenntnisses in die Schanze geschlagen hätte. Aber die Engländer sahen ihn so.

Medaille auf Medaille geht aus den Werkstätten der fleißigen Modelleure Alt-Englands hinaus. Als 'Verteidiger der Protestanten' schlägt er die Schlacht von Roßbach. 'Was gibt es Größeres und Besseres', lautet die Inschrift auf den Medaillen, die Roßbach und Lissa vereinigen. Aber auch Roßbach, Lissa und Breslau werden zusammen geschlagen: 'Was gibt es Größeres', lautet die Inschrift auf jener Medaille, die alle drei Daten dieser Tage trägt. Auf einer weiteren Medaille ist der König auf der einen, sein General, Prinz Ferdinand von Braunschweig, der Oberbefehlshaber der hannoversch-englischen Truppen, auf der anderen Seite abgebildet. Breslaus Fall ist wiederholt dargestellt mit einer Stadt, unter deren Wällen die Soldaten die Waffen strecken: Wir übergeben uns als Kriegsgefangene, lautet die Inschrift.

Der König von Preußen ist ein Held, ein volkstümlicher Held, ein Soldat, der mitten unter den Seinen kämpft und leidet. Das ist es, was dem Engländer imponiert, das ist es, was den Mann aus dem Volk aufblicken läßt. Des Königs Siege werden mit Illuminationen gefeiert, sein Geburtstag wird in London begangen, als wenn es des englischen Königs Geburtstag wäre. Die Sehnsucht eines Volkes nach einem wahren Könige spricht aus alledem, und diese Sehnsucht Englands findet noch hundert Jahre später ihren großartigen Ausdruck in den Worten des geistvollen Geschichtsschriftstellers Carlyle: Für mich ist er der letzte der Könige, wann der nächste kommen wird, ist eine offene Frage.

Über Frankreich sind die Reste des geschlagenen Heeres von Roßbach geflutet. Wir haben gesehen, wie der Spott des Volkes den besiegten Feldherrn verfolgte und erst recht nicht vor dem Könige und seinem Hof haltmachte. Ihr habt doch gehört, wie ritterlich der König von Preußen, Voltaires Freund, sich gegen unsere Gefangenen verhielt. Das ist der große Monarch, der unsere Sprache spricht wie seine Muttersprache, der unsere Dichter liest und seine Verse in unserer Sprache dichtet. Die Erinnerung an Roßbach und seinen Sieger ist noch ganz frisch — da ist vier Wochen später neue Siegesbotschaft eingetroffen von jenem ritterlichen Heldenkönig. Mit seiner kleinen Armee hat er das gewaltige Heer der Kaiserin-Königin aufs Haupt geschlagen und ganz Schlesien befreit. Das ist ein Held, ein unsterblicher Held. Wenn wir ihn doch hätten! Glücklich sind die Preußen; denn sie können stolz sein, stolz auf ihre Nation, stolz auf ihren König und wir? Wir müssen schweigen; denn wir schämen uns unseres Königs und unserer Feldherren. Überall trifft man Preußen. In den Gesellschaften und Zirkeln, in den Theatern und auf den Promenaden. Alle werden auf ihren Helden angesprochen, alle müssen von ihm erzählen.

In Wien ist man erst einmal recht erschrocken, wie man halt so erschrickt, wenn man so etwas gänzlich Unerwartetes erfährt; selbst wenn man es noch so vorsichtig beigebracht bekommt. Dann aber hat man sich schnell erholt vom Schreck und hat geflüstert. Habt ihr schon gehört? Natürlich der Karl, ja, da hat er sicherlich nicht auf den Daun gehorcht. Und Breslau ist auch schon über mit allen Generälen und der ganzen Besatzung! Wo doch eine Übermacht vorhanden war! Der Karl hat halt kein Glück, wenn er gegen den König von Preußen steht. Na, wie soll auch der Karl Glück haben in der Schlacht, der hat doch woanders Glück . . . Du, hab acht, willst wohl gar eingesperrt werden, hast etwa nicht die Kundmachung gesehen, die am Graben angeschlagen ist? Also schau, da steht: „Daß sich niemand bei harter Ahndung unterstehen solle, von diesem Prinzen in Absicht seiner letzten unglücklichen Schlacht unanständig zu reden, indem Seine Königl. Hoheit in dieses Treffen nicht anders als auf vorhergegangene Ordre des Hofes und mit dessen Bewilligung sich eingelassen, folglich nichts weiter getan hätte, als die Befehle der Kaiserin-Königin Majestät zu vollziehen.“ Na, da seht ihr's ja, die Kaiserin, die nimmt natürlich ihren liebsten Schwager in Schutz.

In Wien ist der schönste Klatsch im Gange, es ist doch was Herziges um so einen pikanten Klatsch. Die werden halt wieder mal einen Rausch gehabt haben im Hauptquartier, und da wird ihnen der Preuße über den Hals gekommen sein. Die haben halt zu lange Kriegsrat gehalten. Lauft nur schnell mal zum Stephan, da haben sie gestern nacht ein Bild angepappt, heute in der Früh war's noch da, die Leute standen drum, und die Jungen piffen, und gelacht haben wir alle, gelacht . . . Da waren sie alle drei abgemalt, wie sie im Kriegsrat gesessen sind. Da war der Daun, und unter seinem Bild war geschrieben: Daun sprach mit Verstand und Mut. Dann der Nadasdy. Drunter stand: Mit Schwert und Blut. Und dann

Hoheitl Karl, der schöne Karl, und er zeigt auf eine Bouteille Wein, und da drunter steht: Der Wein ist gut. Haben wir alle gelacht . . .

Ja, Wien hat wieder was zu lachen, das ist ja gut, daß man bei die traurige Zeiten noch was zu lachen hat.

Habt ihr schon gehört? Da war doch das Bild mit den dreien im Kriegsrat. Gestern kam eine neue Kundmachung: Fünfhundert Dukaten Belohnung, wer den Spottvogel fängt, und heute früh, da sind an denselben Stellen, wo die Verlautbarung hängt, überall Zettel angemacht und da steht drauf, ihr werdet es nicht glauben, aber schwarz auf weiß kann man es lesen:

Wir sind unserer vier,
Ich, Tinte, Feder und Papier,
Keins von uns wird den andern verraten,
Ich — pfeif' auf eure fünfhundert Dukaten!



Wie die Schlesier die Erinnerung an Leuthen und den großen König pflegen



Im Pfarrhause von Leuthen feiert die junge Frau Pastor Johanne Christiane Friederike Maywald, geb. Steige, ihren fünfundzwanzigsten Geburtstag. Ihr Vater, der Kaufmann Benjamin Gottlieb Steige aus Bolkenhain, ist zu Besuch bei seinen Kindern und hat ein sinniges Geburtstagsgeschenk begonnen. Er hat einen sauberen Folioband gekauft mit leeren Blättern und schreibt auf das ovale Schild des geblühten Deckels: Verzeichnis der merkwürdigsten Begebenheiten aus dem Leben des Herrn Pastor Gottfried Maywald und seiner Gattin Johanne Christiane Friederike Maywald, geb. Steige. Er schenkt seinen Kindern dieses Jahrbuch der Pastor Maywald'schen Familiengeschichte zu Leuthen und schreibt am Geburtstage seiner Tochter am 26. September 1803 einen herzbewegenden Vorbericht hinein. Aber bald geht der treue Familienchronist als echter Schlesier weit über das Ziel seiner Arbeit hinaus. Die Ortsgeschichte, die Heimatgeschichte, ja, die Landesgeschichte klingt aus den Seiten auf. Die Münzfunde alter Prager Groschen werden mit genauer Abbildung der Inschriften und Prägungen verzeichnet, und es ist ganz selbstverständlich, daß den Verfasser das große Geschehen vor sechsundvierzig Jahren, da er noch ein Kind war, ganz besonders bewegte. Eine ausführliche Schilderung der Schlacht, mit viel Nikolaischen Anekdoten geschmückt, findet sich in dem

Buche. Die Erzählung des nächtlichen Rittes nach Lissa ist wörtlich aus der Nikolaischen Anekdotensammlung abgeschrieben.

Wir lesen aber weiter in dem Buche, daß der Pastor Peck, der Nachfolger des Pastors Flöther, zum Andenken daran, daß das Haus des Herrn in der Bataille von Brand und gänzlichem Ruin bewahrt blieb, eine Kanonenkugel auf der Mittagsseite der Kirche einmauern ließ. Das ist wohl das erste Erinnerungsmal, das zum Gedenken der Schlacht dankbare und sinnige Hände setzen ließen. Doch die Gräber der Helden von Leuthen sind vergessen. Ob Holzkreuze oder hölzerne Tafeln jemals die Massengräber geschmückt haben, wissen wir nicht. Vergeblich suchen wir nach Grabsteinen oder Gedächtnistafeln für die Toten von Leuthen. Wir hörten, daß unter dem Altar der Kirche von Radardorf des Königs Generalmajor Caspar Friedrich von Rohr ruht. Aber keine Tafel ziert dieses Grab. In der Schlesiſchen Zeitung vom 15. Oktober 1904 lesen wir: Bewunderung und stolze Freude über den Ruhm, mit dem einst der Heldenkönig durch seinen Sieg bei Leuthen die Welt erfüllte, werden hier gedämpft durch die Gefühle der Traurigkeit und der Beklemmung, welche man beim Verlassen der geweihten Stätte empfindet. Ist es nicht für das preußische Volk eine Pflicht der Pietät, des Patriotismus und der Dankbarkeit, solches Heldentum der Vergessenheit zu entreißen, einem preußischen General, der in einer der glorreichsten Schlachten Friedrichs des Großen die Todeswunde empfing, wenigstens ein einfaches Mal der Erinnerung, einen einfachen Denkstein zu setzen?

Das ist eine Stimme, und wir werden sehen, daß es immer nur der Wille einzelner ist, die den Gedanken der Ehrung von Leuthen aufgreifen und in die Tat umsetzen. Einzelne Schlesier sind es, die führen und damit ihre Heimat ehren; einzelne sind es, die ihren Ruf erschallen lassen in die Menge hinaus, und aus der Menge des Volkes steht die Truppe der Getreuen auf,

die den Ruf vernommen. Wie diese Getreuen ihre Heimat ehren, das soll in diesem letzten Kapitel erzählt werden.

Wo sind die Gräber der österreichischen Generale? Hat diese Helden ihre Heimat vergessen? In Frobelwitz ist im Garten des Bauern Leder ein höherer österreichischer Offizier beerdigt. Dort stand bis um 1830 eine große beschriftete Steintafel. 1876 wurde sie zerschlagen und mit der Inschrift nach innen in Gebäuden vermauert. Ist es Lucchesi, der dort ruht? Oder einer der anderen österreichischen Generale: Otterwolf, Prinz von Stolberg oder Breysac? Die Getreuen von Leuthen werden auch einst die Soldatengräber ehren, ob sie den Freund oder den Gegner bergen.

Tausende ruhen nördlich von Leuthen, unweit der Windmühlen. Die Gotteshäuser und die Windmühle von Richter, sie haben die Leuthener Schlacht überdauert. Der Balken der Richtermühle trägt die Jahreszahl 1696.

Unter den Mühläckern ruhen die Soldaten aus den glorreichen Regimentern der Kaiserin-Königin, die einst bis zum bitteren Ende ausharrten auf dem Felde der Ehre, mit ihnen im Tode vereint die Helden der preussischen Bataillone, die stürmend und siegend gefallen.

Die Gräber sind lange versunken. Ein neues Jahrhundert ist angebrochen, mit ihm sind neue Stürme über Schlesien gebräust. Im evangelischen Bethause von Leuthen hat 1813 französische Soldateska gelegen und die heilige Stätte entweiht. Das waren die letzten Feinde, die Leuthens Erde betraten. Vater Blüchers Sieg an der Kahlbach hat Schlesien von ihnen befreit. Das gewaltige Geschehen der Freiheitskriege läßt die Erinnerung an des Großen Königs Zeit in den Hintergrund treten. Jahrzehnte gehen dahin.

Leuthen hat einen neuen Gutsherrn bekommen, einen Kaufmann, den Geheimen Kommerzienrat Treutler aus Waldenburg. Seine Gattin Emilie Treutler, geb. Menzel, ist die

Schwester eines der interessantesten Schlesiens dieser Zeit: Wolfgang Menzels. Das ist jener Feuerkopf, der fanatische politische Schriftsteller, den sie den Franzosenfresser nennen, das ist der Mann, der gegen das vermeintliche Weltbürgertum des greisen Olympiers von Weimar anging, das ist jener echte Schlesier, der mit der ganzen Beweglichkeit seines Geistes und mit Feuereifer für alles Gute, Ideale, für alles Deutsche sich einsetzt. Nichts ist ihm verhaßter als gleichgültige Stumpfheit. Die Geschichte und die geschichtliche Wahrheit, das ist das Ziel seiner Lebensarbeit. Die Schwester dieses Mannes war die Gutsherrin von Leuthen.

Jahr um Jahr, wenn der Acker gepflügt wird, wenn die Kartoffelmieten ausgehoben werden, Bäume gepflanzt, Brunnen gegraben oder ein Haus gebaut wird, stoßen die Leuthener Bauern auf die Gebeine der Helden. Sorgfältig läßt die Gutsherrin die sterblichen Überreste der Kämpfer von Leuthen sammeln und in einem Sarge auf dem alten historischen Kirchhof beisetzen. Über der Stätte errichtet sie einen Denkstein, der die Inschrift 5. 12. 1757 trägt und den ein eisernes Kreuz ziert.

Immer von neuem werden Stückfugeln ausgeackert. Emilie Treutler läßt sie sammeln und verwahrt sie in dem durchbrochenen Sockel eines gußeisernen Denkmals, das sie 1843 im Park errichten läßt. Das Denkmal krönt eine schöngeformte flache Schale. Die eiserne Platte, auf der die Schale ruht, trägt in erhabenen Buchstaben diese Inschrift:

Bestimmt, Blumen zu bergen,
 Klassischem Boden entsprossen,
 Der ein Jahrhundert bald deckt
 Tausende kräftiger Streiter,
 Liebender Mütter Söhne
 Aus Österreich, Ungarn und Preußen,
 Gefallen, um Friedrichs Stern
 Noch heller strahlen zu lassen.

Es ist, als spräche Wolfgang Menzel, der Vorkämpfer des großdeutschen Gedankens, aus diesen Strophen.

Wieder ist ein Jahrzehnt vergangen. Dieses Mal sind innerpolitische Stürme über das Vaterland und auch über die schlesische Heimat gebraust. Die Sehnsucht nach einem einigen Deutschland ist unerfüllt geblieben. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hat es abgelehnt, die deutsche Kaiserkrone aus den Händen eines Parlamentes entgegenzunehmen. Auf dem Felde von Preußens Ruhm hat der romantische Monarch am 14. Juni 1853 die Parade über die schlesischen Truppen abgenommen. Ein uralter Mann aus Muderau, der als Siebzehnjähriger unter des Großen Königs Fahnen in der Schlacht mitgekämpft, hat ihm als Kronprinz vor Jahren den Platz gezeigt, wo seine Truppe damals gelegen, als der Choral von Leuthen erklang. Der König befiehlt, daß die geweihte Stätte in Zukunft vom Pfluge unberührt gelassen bleibe, und läßt Linden und Robinien darauf pflanzen. Die Prinzessin von Biron und Kurland auf Stabelwitz erwirbt den Platz, um ihn zu schützen.

Ein Jahrhundert ist seit dem Tage von Leuthen vergangen. Immer noch bringt der Pflug die Gebeine der tapferen Streiter ans Tageslicht. Wieder läßt die Gutsherrin von Leuthen die Überreste in einem großen Sarge bestatten. Dieses Mal vor der Stelle der Kirchhofsmauer, an der man durch das neue Ziegelwerk die Bresche erkennt, die einst in die Feldsteinmauer geschlagen wurde. Der Geheimrat Treutler läßt am 5. Dezember 1857 über der Stelle, da der Sarg versenkt war, den Grundstein zu einem würdigen Denkmal legen. Ein ragendes Kreuz aus schlesischem Marmor trägt die Inschrift: Den Helden der Schlacht von Leuthen, gefallen am 5. Dezember 1757.

Südlich von Heidau, auf dem Hügel, von dem der König die österreichische Stellung zum ersten Male erblickte, dort wo er den genialen Angriffsplan entwarf, wird im gleichen Jahre von

den Offizieren des 6. Armeekorps jene ragende Säule erbaut, die ein halbes Jahrhundert hindurch das einzige große Wahrzeichen auf Leuthens Feld geblieben. Kiefern wurden ringsum auf dem sandigen Boden gepflanzt, langsam sind sie gewachsen; heute nach 78 Jahren haben sie die halbe Höhe der Säule erreicht. Die Siegesgöttin blickt auf ihre Wipfel hernieder. Die kleine Baumgruppe läßt in ihrer Form die sanfte Wölbung des Hügels erkennen. Wenn die Abendsonne im Golde der Viktoria spielt und die Stämme der Kiefern wie leuchtendes Kupfer rot färbt, im Sommer, wenn die Grillen zirpen, oder zur schweigenden Winterszeit, wenn die Erde unter dem weißen Linnentuche schläft, dann müßt ihr den Heldenhain von Heidau auffuchen und abseits der rastlosen Landstraße lauschen auf das, was dieses denkwürdige Stück Erde euch erzählt.

Die Landschaft um Leuthen hat sich wenig verändert in den letzten 175 Jahren. Die alten Feldwege sind wie einst von Kopfweiden und Schafpappeln eingesäumt, die Felder sind sorgsam bebaut wie seit Jahrhunderten. Wohl sind hier und da die Wasserlöcher verschwunden, und die kleinen Wasserläufe zu geraden Gräben umgewandelt.

Die fleißigen Windmühlen sind weniger geworden, die sterben allgemach aus im schlesischen Land. Am Breslauer Berge bei Frobelwitz steht eine große Feldscheune; die Mühle ist verschwunden. Auf dem Wachtberge bei Lobetin z zeigt ein Schutthausen von verbrannter Dachpappe und ein Mahlstein den Standort der Windmühle an. Aber bei Leuthen ist zur alten Rächtermühle, die die Schlacht gesehen hat, eine neue hinzugekommen.

Das Dorf ist ein wenig größer geworden, und sein Gesicht hat sich beträchtlich verändert. Das Bethaus, in dem Pastor Flöther zur Zeit der Schlacht als Prediger amtierte, ist umfangreichen Reparaturen unterzogen worden und hat 1870 den lang-

geplanten Turm erhalten, der am 5. Dezember geweiht wurde. Auch die historische, hart umkämpfte St. Josefskirche hat durch die unablässigen Bemühungen ihres treuen Pfarrers Kiesel, der durch zwei Jahrzehnte Jahr um Jahr für diesen „Veteran von Leuthen“ in Wort und Schrift warb, 1869 einen neuen spitzen Turm bekommen; denn, so schreibt dieser getreue Mann, ‚ein verfallenes Gotteshaus, das zugleich ein Monument unseres vaterländischen Ruhmes ist, verlezt mein Gewissen als Priester, meine Ehre als Preuße‘. Leuthen ist jetzt im weiten Umkreise das einzige Dorf im Schmuß zweier fast gleichförmiger Kirchtürme.

Die Linden und Robinien, die Friedrich Wilhelm IV. pflanzen ließ, sind mächtig herangewachsen; ungehindert haben sich ihre Kronen ausgebreitet, sie bilden wohl die schönste Baumgruppe der Leuthener Landschaft. Der Platz, auf dem sie stehen, hat inzwischen den Besitzer gewechselt. Die Gutsherrin von Stabelwitz, die ihn einst erwarb, ist in Schwierigkeiten geraten. Aus der Zwangsversteigerung hat der Inspektor Schölzel des Dominiums Leuthen das Land für vier Taler erstanden.

Die siegreichen Einigungskriege sind geschlagen. Deutschlands wirtschaftliche Blütezeit beginnt. Das Jahrhundert ist zu Ende gegangen. Dreißig Jahre friedlicher Entwicklung haben die wirtschaftliche Blüte unseres Vaterlandes zur Entfaltung gebracht. Wird im rastlosen Vorwärtstreben der großen Vergangenheit gedacht? Bald wird sich zum 150. Male der Tag von Leuthen jähren.

Wieder ist es die Tatkraft eines einzelnen, der wir ein Erinnerungsmal an die Leuthener Schlacht verdanken. Der Breslauer Ingenieur Berger regt an, ein würdiges Denkmal an der Stelle setzen zu lassen, da der Choral erklang. Wir wollen seinen Namen hier festhalten und damit den Dank an einen treuen Sohn der Heimat nachholen; denn er ist sicher

längst vergessen. Die Angelegenheit geht über die schlesischen Behörden nach Berlin und erfährt die Förderung des Kaisers. Das Altardenkmal wird geschaffen. Ein hochragender Obelisk, bekrönt mit einem vergoldeten Kreuz, erhebt sich auf einem terrassenartigen Unterbau. Das Medaillonportrait des Großen Königs schmückt den Schaft des Obeliskens. Wilhelm II. den Siegern von Leuthen, lautet die Inschrift. Nun danket alle Gott, ist an dem Stein zu lesen.

In den ersten Junitagen des Jahres 1910 läßt sich in Deutsch Lissa der junge Buchbindermeister Georg Thiele nieder. Er ist der Sohn eines preussischen Offiziers und der Bruder einer zahlreichen Geschwisterschar. Diesen Mann läßt das Schlachtfeld von Leuthen von dem ersten freien Sonntage an, da er hinauspilgerte, nicht mehr los, und seine Gedanken gehen immer nur in einer Richtung: Wie ehren wir das Andenken an die Leuthener Schlacht, wie sammeln wir die vielen beweglichen Gegenstände und Erinnerungsstücke, die die Erde einst barg, die heute noch in den Häusern der Bauern jener Gegend bewahrt oder in der Erde vergessen liegen? Einer der Gastwirte des Dorfes, Carl Müller, und der Pfarrer Heidenreich werden für den Gedanken gewonnen. Die drei gründen im Februar 1913 den Leuthener Schlachtfeldverein und wählen auf Vorschlag des Pfarrers zum Vorsitzenden einen Mann, von dem sie wissen, daß er Gemeinschaftsgeist besitzt: den Rittmeister von Schiller auf Lobetin3. Der war bei seiner Wahl gar nicht anwesend. Der Gastwirt stiftet einen Tisch, auf dem die Andenken an die Schlacht aufgestellt werden, die bei den Einwohnern von Leuthen gesammelt worden sind.

Das ist der Beginn der Geschichte des Leuthener Schlachtfeldvereins und des Leuthenmuseums. Sie ist so einfach und doch so wunderbar. Wir werden aus ihr von neuem lernen, daß die Tat die Verkörperung des Willens ist, und daß der unerschütterliche Glaube an eine gute Sache siegt. Sehen

werden wir, wie redliche Männer uneigennützig in vorbildlicher Volksgemeinschaft ihre Gedanken auf ein edles Ziel richten und dieses Ziel in selbstloser aufopfernder Arbeit erreichen.

Auf der Bühne des Gasthauses Zum Alten Fritz werden die ersten Gegenstände gesammelt. Der damalige Gutsherr von Leuthen stellt in seiner Brennerei einen leeren Raum zur Verfügung, der am zweiten September 1914 feierlich geweiht werden sollte. Der Maurermeister Stiegelbauer aus Leuthen, ein gebürtiger Bayer, hat ein großes Geländere Relief gearbeitet, auf dem die Leuthener Schlacht mit Zinnsoldaten dargestellt ist.

Da rollen bereits die ehernen Würfel um deutsches Schicksal, und alles Geplante wird zunichte. Wochenlang liegt das schöne Relief im Hofe, die Kinder holen sich die Zinnsoldaten. Der getreue Gärtner Paul rettet das kunstvoll gearbeitete Stück.

Ihr werdet vielleicht lächeln, daß ich das alles so ausführlich erzähle, und die Namen der Getreuen von Leuthen nenne, aber das geschieht mit voller Absicht. Die stille Arbeit um ihrer selbst willen, die diese Treuen leisteten, sie ist in ihrer Selbstverständlichkeit das Vorbild für die große Arbeit der Heimatpflege. Es ist jene Arbeit, die der Schlesiische Bund für Heimatschutz Jahr um Jahr aufs neue anregt und ganz im stillen fördert. Wir werden sehen, wie aus diesem Kreise den Männern von Leuthen treue Helfer erwachsen.

Kaum ist der Krieg zu Ende, da begannen die Braven von Leuthen nach ihrer Heimkehr aus dem Felde unverzüglich den Museumsgedanken von neuem in die Tat umzusetzen. Der Gastwirt hatte auf seinem Grundstück den Bau eines kleinen Unterkunftsraumes begonnen. Als er den Direktor Dahl der Mosaikplattenfabrik im benachbarten Deutsch Lissa, einen gebürtigen Schweden, um den Fußbodenbelag bittet und ihm den bescheidenen Schuppen zeigt, da sagt dieser: Das ist kein würdiger Bau. Ich werde das Leuthenmuseum finanzieren.

Die Inflationszeit hatte begonnen. Der Gastwirt wollte sich gegenüber dem historischen Friedhof ein Haus bauen und — verlor den Mut dazu. Er verkauft sein Grundstück an den Schlachtfeldverein. Im Frühjahr 1921 sammeln die Museumsväter unermüdlich bei den Gutsbesitzern der Umgegend Gelder ein und bringen von der ersten Autofahrt rund 20000 Papiermark nach Hause. Fünfmal sind sie gefahren und haben 40000 Mark zusammen. Sofort wird der Museumsbau beschlossen und nach dem Entwurf des Provinzialkonservators von Schlesien, Landesbaurat Dr. Burgemeister, ausgeführt.

Am 21. September 1921 wird das kleine Museumsgebäude, das in seinen Formen an den preussischen Stil der Schinkel'schen Torhäuser am Potsdamer Platz in Berlin anklingt, feierlich eingeweiht. An diesem Tage sah Leuthen 10000 Menschen. Der Landrat hatte die Einweihungsfeier aus Sorge vor kommunistischen Störungen untersagt; aber der Oberpräsident von Schlesien weihte das Museum selbst und betonte in seiner Rede, daß dieser Boden das Land sei, auf dem sich einmal alle deutschen Volksgenossen treffen würden. Landjäger, Schutzpolizei und eine Kompanie ober-schlesischen Selbstschutzes sicherten die Feier. Außerdem hatte sich die Mehrzahl der Besucher auf etwaige Störungen vorbereitet.

Eine Verlosung von landwirtschaftlichen Erzeugnissen brachte einen Überschuß von 15000 Papiermark. Von diesem Tage an wird das Leuthenmuseum ununterbrochen von monatlich 500—600 Personen besucht. Die Inflationszeit schreitet fort. Die nackte Not geht um. Nichts ist den Menschen mehr heilig. Das stolze Altardenkmal ist durch Diebeshand des Schmuckes seiner Bronzebeschriftung beraubt.

In diesen bewegten Jahren gibt infolge schwerer Überlastung der Vorsitzende, Rittmeister von Schiller, sein Amt ab. Zu seinem Nachfolger wird der Gutsbesitzer Scheibler aus Sag-

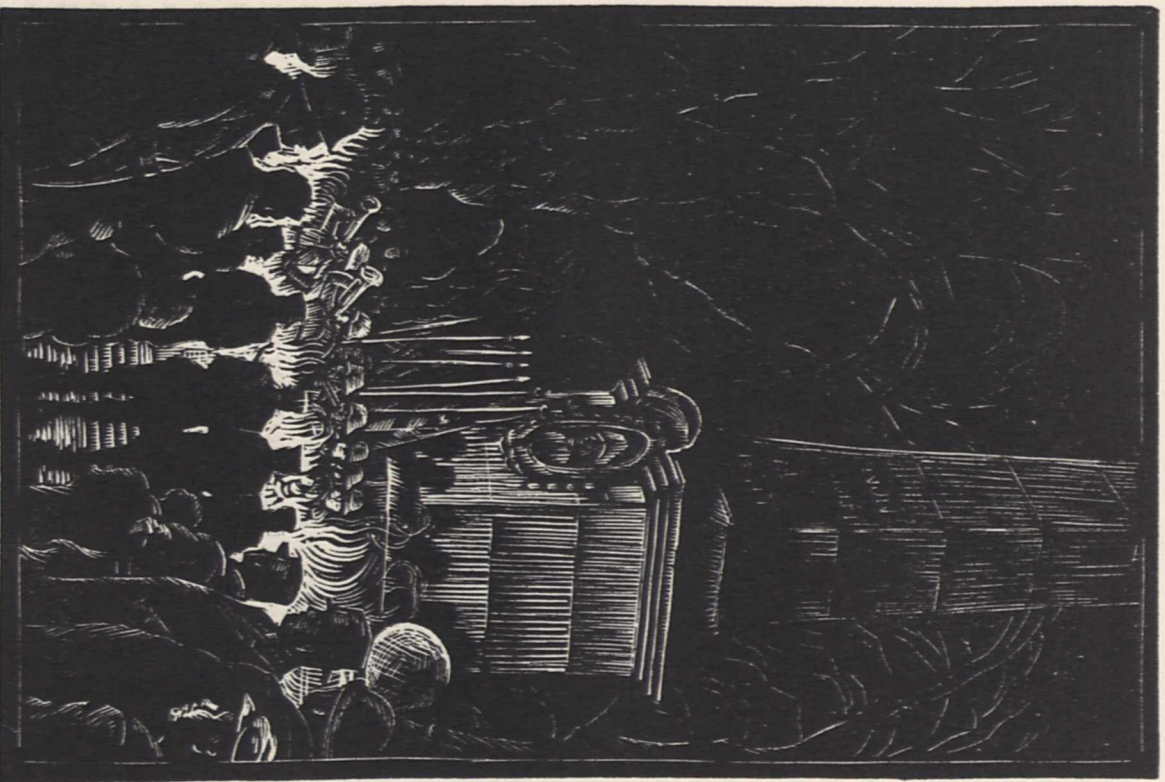
schüh gewählt, der bis 1926 seines Amtes waltet. Ihm folgt der Oberst von Roeder, Groß Gohlau.

Der Leuthener Schlachtfeldverein steht vor einer neuen Aufgabe. Es gilt, das geschändete Altardenkmal wieder herzustellen. Immer von neuem wieder ist der unermüdlche Begründer des Vereins, Georg Thiele, am Werk. An 1700 schlesische Kriegervereine ergeht ein Aufruf. Im Jahre 1931 ist die Summe aufgebracht, und am 28. August 1932 wird in Anwesenheit des Generalfeldmarschalls von Mackensen das wiederhergestellte Altardenkmal von neuem geweiht.

Aus den Einnahmen der Eintrittsgelder und aus den Jahresbeiträgen von etwa einhundert Mitgliedern werden 1933 an der Berlin-Breslauer Heeresstraße fünf Merksteine aufgestellt, deren Kupfertafeln der Metallbildhauer Erpff treibt und deren Inschriften der Obermedizinalrat Jaerisch aus Breslau verfaßt. Auch am Eingang zum Schloß Lissa, dessen Besitzer die großen Erinnerungen mit Liebe und Verständnis pflegt, wird eine Tafel zum Gedächtnis an den Aufenthalt des Königs angebracht.

Im gleichen Jahre, da in Lissa Georg Thiele von der Gewalt der großen historischen Erinnerungen an Leuthen ergriffen wird, beginnt der Hauptlehrer Schubert zu Pilgramshain auf dem Schlachtfelde von Hohenfriedeberg alles zu sammeln, was an beweglichen Andenken an jenen glorieichen Tag noch vorhanden ist. Ganz planmäßig durchstöbert er Dorf für Dorf und Haus für Haus auf den Anmarschwegen, auf dem Gelände der Schlacht und in den Gegenden, die die geschlagene und die siegreiche Armee nach der Schlacht passierten.

Der Zauber des großen Königs nimmt den Sammler immer mehr gefangen. Aus der Sammlung der Hohenfriedeburger Andenken wird im Laufe der Jahrzehnte eine einzigartige Sammlung von Dokumenten und Andenken an Friedrich den Großen. Die Sammlung umfaßt zeitgenössische Waffen,



Die Feier am Altarbenhmal

Gegenstände aller Art, Briefe, Bilder und eine fast lückenlose, meist zeitgenössische Buchliteratur über Friedrich den Großen.

Der Pilgramshainer Hauptlehrer hat die Altersgrenze erreicht und muß sein Schulhaus verlassen. Die Sammlung soll verkauft werden. Die Stadt Schweidnitz kann sich zum Ankauf nicht entschließen. Der Autokönig Ford will sie erwerben. Das hören die Getreuen von Leuthen. Die Tat ist die Verkörperung des Willens. Mit Hilfe der Provinz gelingt es, die Sammlung anzukaufen. Ihr Besitzer begnügt sich mit einem geringeren Preis, als ihm vom Ausland geboten wurde. Die größte private Andenkensammlung Schlesiens an den Sieger von Leuthen ist für die Heimat gerettet. Der ehemalige Besitzer zieht nach Klein Heidau, um dem Leuthenmuseum und der einst ihm gehörenden Sammlung immer nahe zu sein.

Das Museum ist zu klein geworden. Es muß erweitert werden, falls die Sammlung von Schubert würdig aufgestellt werden soll. Der Erweiterungsbau wird durch Reichsdarlehen restlos gesichert; denn das Leuthenmuseum ist eine lebendige Angelegenheit mit monatlichen Einnahmequellen und einem ständig wachsenden Verein, der hinter ihm steht. Im Herbst 1934 wird der Bau begonnen. Professor Effenberger, der als einer der Begründer des Schlesienschen Bundes für Heimatschutz schon am ersten Bau tätig war, entwirft den Erweiterungsbau und überwacht ihn bis ins einzelne. In gemeinsamer Arbeit mit dem Provinzialkonservator und dem Direktor der städtischen Kunstsammlungen von Breslau wird die Planung des Museums festgelegt. Da diese Zeilen geschrieben werden, haben die im Kyffhäuserbund zusammengeschlossenen deutschen Kriegervereine eine Geldsumme gestiftet, um acht Uniformfiguren friderizianischer Soldaten aus den Regimentern anzuschaffen, die an der Leuthener Schlacht besonderen Anteil hatten. Durch das Spalier dieser Krieger wird der Museumsbesucher auf das Originalmodell des Denkmals Friedrichs des

Großen zuschreiten, das Professor Hertha geschaffen hat und das den Mittelpunkt des Museums bildet. Die Ehrenhalle werden außer den Uniformfiguren die Muster einer Fahne und einer Standarte der preussischen Armee von 1757 und alle Waffen schmücken, die das Museum besitzt. Im neuen erweiterten Raume werden das große Relief und an den Wänden alle Bilder und Karten Platz finden, die sich auf die Leuthener Schlacht beziehen. Ein kleiner Nebenraum wird die wertvolle Bibliothek enthalten, ein zweiter die Dokumentensammlung. Es ist hier nicht der Ort, die einzigartigen Schätze einzeln aufzuzählen, die dieses kleine Museum birgt. Jeder, der bisher das Leuthenmuseum besuchte, war begeistert von dem, was er darin erblickte, und das wird in verstärktem Maße der Fall sein, wenn dieses vorbildliche historische Heimatmuseum von neuem seine Pforten öffnet.

Schon heute kann gesagt werden, daß es mit aller Klugheit und musealer Gewissenhaftigkeit aufgestellt wird. Vor allem wird es keine langweilige Sammlung sein, sondern mit aller Lebendigkeit zu den Augen und zu den Herzen der Besucher sprechen. Keine Überfüllung mit gleichförmigen Stücken wird den Betrachter ermüden. Die Einmaligkeit der besonderen Dokumente wird den Wißbegierigen immer aufs neue fesseln, und so wird sich das Bild des großen Geschehens vom 5. Dezember 1757 ebenso vor seinem geistigen Auge abrollen, wie vor ihm die Zeit des größten Preußenkönigs auferstehen wird.

Kommt, Freunde der schlesischen Heimat, und seht, ob ich euch zuviel gesagt habe, da ich begeistertem Auges in die Zukunft des Leuthenmuseums blickte. Es wäre noch viel davon zu erzählen, wie die Schlesier die Erinnerung an Friedrich den Großen ehren und pflegen. Kommt einmal nach Schlesien, ihr Brüder vom deutschen Hause, und wandert auf den Wegspuren des großen Königs von der Lausitz bis nach der Festung Neisse,

vom Odertal bis zur Grafschaft Glatz. Sein Andenken lebt nicht nur fort in Tafeln aus Stein oder Denkmälern aus Erz, die ewige Wegstation dieses unermüdlischen rastlosen Königs, der sich für seinen Staat aufopferte, ist das Herz eines Volkes.

Ist es nicht etwas Wunderbares, daß heute noch, da bald zweihundert Jahre vom Beginn seines Wirkens vergangen sind, die Menschen in Liebe und Verehrung zu ihm aufblicken, zu ihm, dem letzten der Könige.

Läßt uns Abschied nehmen von Leuthen und eines getreuen Freundes des Leuthenmuseums und des Schlachtfeldes gedenken, dem Schlesien zweite Heimat geworden, und der Jahr um Jahr am 5. Dezember die geweihte Stätte aufsucht. Das ist der andere große Privatsammler historischer Dokumente, Dr. Allendorff. In fünfzehnjähriger Tätigkeit hat er einen Schatz von einmaligen Dokumenten zusammengetragen, von dem Briefe an, da Friedrich Wilhelm I. die Geburt seines Sohnes anzeigt, bis zu dem Schreiben, da Friedrich Wilhelm II. den Tod seines großen Oheims bekanntgibt.

Wenn am 5. Dezember der Tag sich neigt, dann steht der Doktor mit seinen Getreuen am Altardenkmal auf Leuthens Feld. Die Pechpfannen lodern zum nächtlichen Himmel auf und beleuchten das goldene Kreuz, das über die kahlen Wipfel der Lindenbäume emporragt. Das Trompeterkorps des Breslauer Reiterregiments ist angetreten. Die tiefen Töne des Kavallerieanmarschsignales hallen durch die Dunkelheit. Dann klingt des Königs Reitermarsch auf, den er für sein Regiment Ansbach-Bayreuth komponierte: Der Höhenfriedberger Marsch. Jahr um Jahr gedenkt der deutsche Mann seines großen Königs in schlichten stolzen Worten des Dankes. Jahr um Jahr gedenkt er der Toten von Leuthen. Ergriffen lauschen die Zuhörer. Die Worte sind verhallt. Es ist ganz stille geworden. Schweigend verharret die Gemeinde des

5. Dezember am Altardentmal, und die Gedanken fliegen hin durch die Jahrhunderte zu der Stunde, da die Schlacht geschlagen und der Sieg errungen war.

Die Feldmusik stimmt den Choral von Leuthen an, die Häupter entblößen sich, andächtig singt die Menge das alte Danklied.

So ehren die Schlesier Jahr um Jahr die Erinnerung an Leuthen und den großen König.



Verzeichnis der Holzschnitte

- Einband Die St. Josephskirche von Leuthen mit der Bresche in der Kirchhofsmauer.
- Seite 7 Der Weg nach Leuthen.
- Seite 15 Der Petersturm des Liegnitzer Pfastenschlosses.
- Seite 25 Das steinerne Bild des Kanzlers Wolfgang von Bod in Hermsdorf a. d. Kahlbach.
- Seite 26 Die Friedenskirche zu Schweidnitz.
- Seite 41 Die Preußen auf dem Schweidnitzer Anger vor Breslau.
- Seite 47 Der ‚Veteran von Leuthen‘, die St. Josephskirche um 1865.
- Seite 56 Das Silber des Hauses Brandenburg und die klingende Münze.
- Seite 57 Die Landschaft von Hohensriedeberg.
- Seite 62 Das Schloß Friedrichs des Großen zu Breslau.
- Seite 63 Mutter Hübner unter der Mariensäule zu Deutsch Lissa.
- Seite 71 Herbstgang über das Leuthener Feld.
- Seite 72 Schwerins Heldentod.
- Seite 81 Das Denkmal auf dem Schönberge.
- Seite 85 Auf dem Marsch am Fuße der Landeskrone.
- Seite 99 Der König reitet aus dem Feldlager von Parshwitz nach seinem Quartier.
- Seite 100 Karl Laubert, der Gärtnerbursche.
- Seite 110 Neumarkt.
- Seite 111 Der Bombardier Tempelhoff.
- Seite 116 Feldmarschall Daun reitet die Stellung ab.
- Seite 121 Der König auf dem Schönberge bei Heidau.
- Seite 124 Das Leuthener Bethaus.
- Seite 125 An der Richtermühle zu Leuthen.

- Seite 141 Die Bresche in der Kirchhofsmauer von Leuthen.
Seite 142 Der Kretscham zu Saara.
Seite 145 Schloß Lissa.
Seite 151 Das Nachtquartier des Siegers von Leuthen.
Seite 160 Lorbeer, Schwert und Fanfare.
Seite 161 Glaspotale, Rauchtabakdose, Briefe, Medaillen, Divatband.
Seite 171 Das Leuthenmuseum.
Seite 179 Wir sind unserer vier . . .
Seite 180 Pastor Maywalds Familienbuch.
Seite 191 Die Feier am Altardenkmal.
Seite 195 Das Königszeichen.

Literatur- und Quellenangabe

- Archiv des Rentamtes Burglehn Deutsch-Lissa.
- Carlyle, Thomas, Friedrich der Große. Eingeleitet von Karl Finnebach, Berlin 1910.
- Correspondance entre Frédéric II, roi de Prusse et le Marquis d'Argens. Königsberg. Frederic Nicolovius. 1798.
- Sörster, Dr. Friedrich. Friedrichs II. Königes von Preußen Briefwechsel mit dem Grafen Algarotti. Berlin 1837.
- Friedrich II., König von Preußen. Werke. Band 3, Geschichte des Siebenjährigen Krieges, Band 6, militärische Schriften. Herausgegeben von Berthold Volz und Friedrich von Oppeln-Bornikowski. Berlin 1913.
- Briefwechsel vor und nach der Thronbesteigung mit seinem Hofmeister Duhan de Tandun, Berlin, Vossische Buchhandlung. 1791.
- Eigenhändige Briefe an seinen Geheimen Kämmerer Fredersdorf. Herausgegeben von Friedrich Burckardt, Leipzig 1834.
- Briefe an seinen vormaligen Kammerdiener Fredersdorf. Herausgegeben und erschlossen von Johannes Richter. Berlin, nach 1925.
- Grünhagen, Dr. C. Die Erbverbrüderung zwischen den Hohenzollern und den Piasten vom Jahre 1537 (Zeitschrift f. preußische Geschichte).
- Geschichte Schlesiens.
- Hinze, Erwin. Führer durch das Schloßmuseum Breslau. Breslau 1930.
- Jessen, Dr. Hans. 200 Jahre Wilh. Gottl. Korn. Breslau 1932.
- Kiesel, Franz. Der Veteran von Leuthen und seine Baugeschichte. Breslau 1869.
- Königl. preuß. anderweites Patent, worinnen . . . untersaget wird . . . den österreichisch-ungarischerseits ausgestreuten Manifesten Gehör zu geben. Berlin, 29. Oktober 1757. Breslau gedruckt mit Grassischen Schriften.
- Kugler, Franz. Geschichte Friedrichs des Großen. Berlin, Ausgabe 1876.
- Kußen, Dr. Josef. Friedrich der Große und sein Heer in den Tagen der Schlacht bei Leuthen. Breslau 1851.
- Logan-Logejus, Jakob Anton Friedrich. Meine Erlebnisse als Reiteroffizier in den Jahren 1741—1759. Breslau 1934.

- Mendelssohn-Bartholdy, Gustav. Der König Friedrich der Große in seinen Briefen und Erlassen. Ebenhausen 1912.
- Merkwürdigkeiten, die besonderen, der Helden-, Staats- und Lebensgeschichte des bewunderten und verewigten preußischen Königs Friedrichs des Großen nebst verschiedenen Anekdoten oder geheimen Geschichten. Strahburg 1787.
- Nicolai, Friedrich. Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs II.
- Pech, Andreas. Historische Nachrichten von der evangelischen Kirche zu Leuthen bei Breslau zu der am 16. 6. 1793 gefälligen 50 jährigen Jubelfeyer des evangelischen Gottesdienstes. Breslau gedruckt mit Grassischen Schriften.
- Pfarrarchiv, evangelisches, der Kirche zu Leuthen. Kirchenbücher.
- Quaas, Eugen. Historische Denkschrift zur Einweihung des neuerbauten Turmes an der evangelischen Kirche zu Leuthen am 5. Dezember 1870.
- Rehow, S. A. von. Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des Siebenjährigen Krieges in Rücksicht auf Ursachen und Wirkungen von einem Zeitgenossen. Berlin 1802.
- Rethwisch, Theodor. Leuthen. Blätter der Erinnerung an den Großen König und das Jahr 1757. Leipzig 1907.
- Schickfuß, Joh. von. Des Joachim Curaeus vermehrte Schlesijsche Chronik. Leipzig 1625.
- Schmalen, Johann Christian Hermann von. Geschichte aller Königl.=preuß. Regimenter und aturate Vorstellung der sämtlichen Königl.=preuß. Armee usw. Nürnberg 1759.
- Schühler, Willy. Gespräche Friedrichs des Großen mit Cati. Leipzig 1926.
- Schulz, Wilh. Gotthold. Zum Neuen Salze. Darstellungen und Quellen zur Geschichte der Stadt Neusalz (Oder). Neusalz 1926 und 1929.
- Stobel, Paul. Kamenz in Vergangenheit und Gegenwart. 5. Lieferung. 1925.
- Steige, Benjamin, Gottlieb. Verzeichniss der merkwürdigsten Begebenheiten in dem Leben des Herrn Pastor Gottfried Maywald und seiner Gattin Frau Johanne Christiane Friederike Maywald, geb. Steige. Handschrift im Pfarrarchiv der evangelischen Kirche zu Leuthen.
- Thiele, Georg. Der Leuthener Schlachtfeldverein und das Museum. Kreisalender Neumarkt 1930.
- Weiß, S. G. Adolf. Chronik der Stadt Breslau. Breslau 1888.

Erläuterungen zum Kartenplan

- A. Die Stellung der Österreicher zu Beginn der Schlacht
- B. Dorgeschobene Reiterei der Österreicher unter Graf Nostitz
- C. Sammeln der preussischen Kavallerieregimenter nach der siegreichen Attacke unter Prinz Friedrich Eugen
- D. Die Preussische Armee schwenkt nach Süden
- E. Die Armee des Königs ist zur Schlacht aufgestellt
- F. Die Sturmkolonnen
- G. Der Angriff auf Sagschütz in Staffelfront
- H. Die Flankendeckung des rechten preussischen Kavallerieflügels durch Infanterie
- I. Die Batterie von Sagschütz wird erobert
- K. Die Österreicher auf dem linken Flügel geschlagen
- L. Zieten schlägt Nádasdys Kavallerie
- M. Die Österreicher hatten sich in Leuthen festgesetzt
- N. Die Preußen stürmen Leuthen
- O. Graf Lucchesi, der österreichische Reitergeneral, verläßt seine Stellung, nördlich Grobelwitz
- P. Er reitet an, um der schwer kämpfenden preussischen Infanterie in die linke Flanke zu fallen
- Q. Der linke Infanterieflügel der Preußen ist bedroht
- R. Die Reiterei des preussischen linken Flügels unter Generalleutnant von Driesen bricht hinter dem Butterberge vor, vernichtet die Kavallerie Lucchesis und vollendet den Sieg von Leuthen

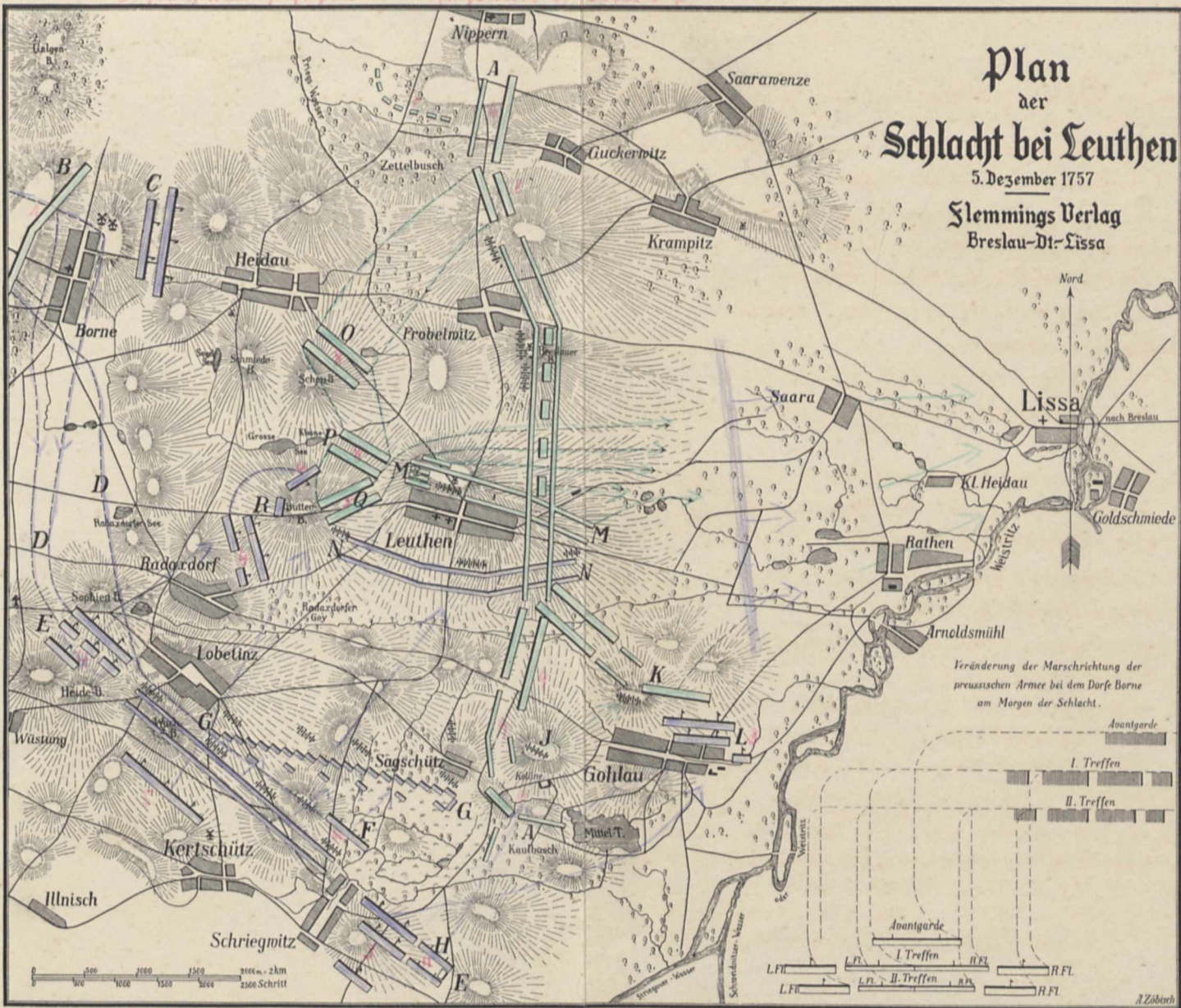


- 1. Prof. Hefing
- 2. Prof. Hefing
- 3. Prof. Hefing
- 4. Prof. Hefing
- 5. Prof. Hefing
- 6. Prof. Hefing
- 7. Prof. Hefing
- 8. Prof. Hefing
- 9. Prof. Hefing
- 10. Prof. Hefing
- 11. Prof. Hefing

Plan der Schlacht bei Leuthen

5. Dezember 1757

Stemmings Verlag
Breslau-Dt. Lissa



Veränderung der Marschrichtung der preussischen Armee bei dem Dorfe Borne am Morgen der Schlacht.

~~160~~
£ 207

⑥.



3/4
BIBLIOTEKA GŁÓWNA

237230/1

17/2